Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

ERSTES HEFT ◆◆ 5. JAHRGANG ◆◆ JULI 1918

INHALT:

Svend Borberg: Europas Herzfehler
Else Lasker-Schüler: David und Jonathan
F. M. Dostojewsky: Petersburger Träume
(Eine unbekannte Erzählung)
Ferruccio Busoni: Das Wandbild
Henry van de Velde: La présence du cœur
Mynona: Neues Kinderspielzeug
Oscar Levy: Jakob Burckhardt als Geschichtsphilosoph und Kriegsaphorismen eines Europäers
Albert Ehrenstein: Stimme gegen Barbaropa
Lesebuch
Das weisse Brett

EINZELPREIS 2 FRANKEN ODER 2 MARK

VIERTELJÄHRL. 5 FRANKEN ODER 5 MARK

1918

VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER ZÜRICH

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE, BERN, JUNKERNGASSE 19, DER FÜR DEN GESAMTEN INHALT VERANTWORTLICH IST. IM VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER ZÜRICH / DRUCK VON BENTELI A.-G. BÜMPLIZ (BERN)
VERANTWORTLICH FÜR ÖSTERREICH-UNGARN HUGO HELLER - WIEN I, BAUERNMARKT 3.

INHALT:

Svend Borberg, Europas Herzfehler . . . Seite 1
Else Lasker-Schüler, David und Jonathan „ 11
F. M. Dostojewsky, Petersburger Träume „ 12
Ferruccio Busoni, Das Wandbild . . . . „ 29
Henry van de Velde, La présence du cœur „ 37
Mynona, Neues Kinderspielzeug . . . . „ 44
Oscar Levy, Jakob Burckhardt als Geschichtsphilosoph . . . . . „ 48
Kriegsaphorismen eines Europäers . . „ 52
Alb. Ehrenstein, Stimme gegen Barbaropa „ 55
Lesebuch . . . . . „ 56
Das weiße Brett . . . . . „ 59

DIE WEISSEN BLÄTTER
erscheinen
AM 15. JEDES MONATS

Svend Borberg:

EUROPAS HERZFEHLER

Beim Ausbruch des Krieges gab es Tage, wo man immer wieder die Tatsachen leugnete. Es war unmöglich, undenkbar, es konnte nicht geschehen alles, was geschehen war und noch geschah. Und es folgten Nächte, wo sich unser Bewußtsein gleichsam spaltete und man merkte, daß man eigentlich zwei war: eine Raubtierseele, die gespannt und gierig auf jede Bewegung lauerte, auf jeden Laut in dem Urwald, wohin wir plötzlich versetzt waren; und dann: das eigene, arme, innerste Ich, das sich auf einmal unendlich verlassen vorkam und in seiner tiefen Einsamkeit beständig, eigensinnig und verbissen, so wie die ersten christlichen Märtyrer im tiefen Dunkel der Katakomben ihr Bekenntnis geflüstert haben mögen, die Worte wiederholte: Du sollst deinen Nächsten lieben, du sollst, du *sollst* ihn lieben! Nachdem der Krieg schon mehrere Tage gedauert hatte, hielt man all das Entsetzliche noch immer für einen bösen Traum. Es mußte doch ein beherzter Mann kommen, der da eingriff und die Katastrophe abwehrte. Das Herz konnte doch unmöglich eine so seltene Ware geworden sein.

In Wirklichkeit überraschte nichts mehr, als diese allgemeine Überraschung, und wäre der Anlaß nicht so traurig gewesen, so hätte man sich versucht gefühlt, sie mit dem komischen Erstaunen eines Menschen zu vergleichen, der mit aller Sorgfalt für einen anderen eine Grube gegraben hat und nun selbst hineinfällt. Der Krieg war ja auf allen Seiten vorbereitet und erwartet worden, und dies nicht nur wegen gewisser Schwierigkeiten in der äußeren Politik, denn die hätten vielleicht überwunden werden können.

Die Völker Europas haben immer eine gewisse Neigung gehabt, schnell Rot zu sehen, und diese cholerische Veranlagung hatte sich vor einem halben Jahrhundert zu gewissen kriegerischen Wahnvorstellungen verdichtet, die die unheimlichsten Konsequenzen nach sich zogen.

Die zugrundeliegende Wahnvorstellung war zweifellos die sonderbare Auffassung vom Dasein als ausschließlich von einem „Kampf ums Dasein". Diese naturwissenschaftliche Arbeitstheorie, die sich zur Erklärung einer Reihe zoologischer Phänomene als ganz vorzüglich erweist, ist als Weltanschauung eine Art panischen Verfolgungswahns. Obgleich man wohl kaum behaupten wird, daß das Dasein an und für sich ein Vorteil sei, so verschärfte doch diese epochemachende Entdeckung des „Kampfes ums Dasein" das Tempo im Affenkäfig — wenn man so sagen darf. Unsere Nachkommen werden hoffentlich so weit sein, daß sie darüber lachen können. Wir können nur versuchen, durch Tränen zu lächeln.

Der Selbsterhaltungstrieb in jeder beliebigen Form war plötzlich etwas, wovor man knien mußte, ohne Rücksicht darauf, ob auch das betreffende kleine Selbst es wert war, mit allzu großen Unkosten erhalten zu werden. Für die vielen kleinen Selbstsüchte, denen sonst nicht leicht eine allgemein anerkannte Lebensberechtigung eingeräumt worden wäre, war die Sache nicht schlecht. Macht wurde Recht. Aber da wir ja alle nicht gleich tief ins Dasein hineinblicken und nicht nach gleich weiter Voraussicht handeln können, sicherten sich die meisten die nächstliegenden Vorteile mit genau derselben behenden, kurzsichtigen Unternehmungslust, womit ein Affe die nächstliegenden Nüsse zu sich heranscharrt. Die hohen Ziele mußten den kleinen Zwecken, die Ideale dem Zweckmäßigen weichen. Der Ich-Kult artete in eine völlige Ich-Manie aus, die Individuen waren besessen von einem engherzigen Opportunismus. So wurde der Menschentyp des modernen Westens gezüchtet: Der Streber ohne Ziel! Tolstoi fand, daß diese Menschen große Ähnlichkeit mit Leuten haben, die zum Zug

rennen, ohne zu ahnen, wohin er geht. Und er traf ja nicht immer nebenbei, der alte Seher.

Auch die Auffassung von der menschlichen Gesellschaft veränderte sich. Die Gesellschaft war nicht mehr das, was sie ursprünglich und in erster Reihe gewesen war: ein Sich-Gesellen in dem Bewußtsein, daß die Menschen zusammengehören und einander helfen können. Die Gesellschaft war ausschließlich als ein Ring von Feindschaften aufzufassen, die einander in Schach halten, und von Egoismen, die sich einstweilen mit der Parole des Affenkäfigs entgegenkommen: Laus' mich, lieber Freund, dann kriegst du was in den Magen. Die Völker waren Herden von anthropomorphen Pavianen mit aufrechtem Gang, doch mit dem Rechte, in Kriegszeiten auf allen Vieren zu gehen, im übrigen zusammengehalten von der Furcht vor dem stärksten und bösesten Männchen.

Ein Ertrinkender denkt gewiß nicht viel an die Unsterblichkeit, obgleich ihm der Gedanke doch nahe liegen sollte. Er sieht sich vielmehr um, ob sich nicht wenigstens der berühmte Strohhalm in der Nähe vorfinde. Sein Bewußtsein ist von der Not des Augenblicks beherrscht. Und da man nun einmal in dem Glauben „Frieden gefunden" hat, daß das Leben verdammt lebensgefährlich, ja eigentlich nichts anderes sei, als ein Wassertreten bei höchster Lebensgefahr, nunwohl, so tritt man halt hart auf die Pedale, voller Verachtung gegen alle möglichen Ewigkeiten; es gilt ja „durch das Leben zu kommen". Als ob man das vermeiden könnte!

Der deutsche Schriftsteller Hermann Sudermann hat vor kurzem in einer Reihe von Einaktern diese Welt als „Die entgötterte Welt" geschildert, — eine Welt, die chemisch rein ist von Göttern. Die Welt hat jedoch wohl eher zu viele, als zu wenige Götter bekommen. Nur ist der Glaube, die Betrachtung des Göttlichen allmählich anders geworden und zeigt mehr und mehr das Gepräge einer kleinlichen, praktisch-altklugen Vernunft. Die Weltanschauung des modernen Spießbürgers ist wie ein wohlgeordneter Sekretär: sein „lieber Gott" liegt in der obersten Schublade, an der man nichts zu schaffen hat. Der

moderne Spießbürger glaubt nicht kraft eines ekstatischen „credo quia absurdum", noch mit der einfachen, naiven Frömmigkeit früherer Zeiten. Er „glaubt" rechnerisch, „aller Wahrscheinlichkeit nach". Er „glaubt an Gott", wie man an die Abfahrtszeit des Zuges glaubt (ja, so ruhig und voll heiteren Gleichgewichts, wie man an eine Abfahrtszeit glaubt, für die man augenblicklich noch keinen Gebrauch hat).

Und nun gib einmal recht acht auf die weiteren Konsequenzen dieser psychologischen Umwälzung. War das Leben ein Kampf, *nur ein Kampf,* und war das Recht des Stärkeren die höchste Lebensberechtigung, so galt es wahrlich in jedem einzigen Augenblick, der Stärkere zu sein. Was konnte es nützen, eine solche Konstitution zu haben, daß man hundert Jahre alt werden konnte, wenn man sich nicht gegen die Dolche, die natürlich im Ärmel eines jeden Freundes verborgen waren, und gegen die Boxerstöße, die beständig in der Luft schwebten, zu behaupten vermochte? Der „Stärkere" war nun nicht mehr der Gesündeste, sondern der Mann mit der Übung und der Kraft. Und so gipfelte die Begriffsverwirrung, man möchte sagen, in einer Verwechslung von „Gesundheit und Muskeln".

Das führte, bildlich gesprochen, zu übertriebenem Training.

Wir kennen alle den Typ: der Athlet mit Muskeln zum Springen, mit der dickfältigen Panzerhaut des Flußpferdes, und einem armen, elenden, völlig verbrauchten Herzen. Die Ärzte nennen es wohl Hypertrophie des Herzens.

Solch ein Athlet ist Europa geworden.

Und Europas Herzfehler ist genau derselbe, wie der des Athleten.

Nun liegt Europa in Krämpfen und zerbeißt sein eigenes hübsches Gebiß.

Und es ist die Frage, ob der Patient nicht bald zu schwach sein wird, um die Kur ertragen zu können.

Leitende Geister hatten bereits auf die Gefahr hingewiesen, führende Philosophen warnten vor dem einseitigen Intellektualismus Europas, wie sie es nannten. Tausende von Europäern mit geistigen Interessen versuchten auch, ihr praktisches Wissen

durch die ewige Weisheit des Ostens zu ergänzen. Aber es war zu spät, es genügte jedenfalls nicht, um die „Entwicklung" oder richtiger die „Entartung" aufzuhalten. Die Berserkerwut war schon in die Muskeln gefahren. Wohlverstanden, was hier bildlich „Muskeln" genannt wird, das sind im Kampf ums Dasein tausend Dinge: Geld, Eisenbahnen, Flugmaschinen, Waffen, alle Mittel des Menschen, in einem Wort: die Technik.

Welchen Europäer oder Amerikaner durchrieselt nicht eine ganz eigenartige Wonne, wenn er einen Browning in der Hand wiegt, ein wirklich ganz famoses, kleines Ding! Was wir fühlen ist eine Mischung von Bewunderung und Grauen, Bewunderung der Klugheit, die in diesem kleinen Stückchen Mechanismus so ungeheure, verhängnisvolle Kräfte ansammelt. Wir bewundern die konzentrierte Kraft, unbesehen ihrer Anwendung, mit dem Zweck, der „in blanco" gelassen ist.

Diese Fähigkeit aber, sich über ein Mittel als bloßes Mittel, über die Technik „an sich" zu freuen, ist eine besondere Eigentümlichkeit der weißen Rasse und der neuen Zeit. Unsere Erziehung macht uns vergessen, daß Technik ohne Herz ein zweischneidiges Schwert ist, ein furchtbares Schwert, das auf der Landstraße liegt. Gewiß, es kann geschehen, daß der Prinz es findet und damit den Drachen tötet, der die Prinzessin bewacht. Aber wahrscheinlich ist das nicht. Denn der Prinz ist in der Regel ein Träumer, der sich kaum vorsieht. Viel eher findet es der Räuber und überfällt damit die Vorbeiziehenden, darunter auch den Prinzen.

Um ein ganz alltägliches Beispiel zu nehmen: ein Automobil ist wirklich eine herrliche Sache, aber es ist eine genau so herrliche Sache für den Herrn Automobilräuber und Raubmörder Callemin, für den Polizisten, der ihn ergreifen soll, für die Ambulanz, die seine Opfer ins Krankenhaus bringt. Und wirf einen Blick auf die Landschaften Flanderns oder auf die Umgegend Verduns: sieh diese unendlichen Züge von Automobilen im Dienste des Munitionstransports und die verhältnismäßig verschwindend wenigen Automobile mit dem kleinen roten Kreuz auf weißem Grunde, die verzweifelt hinter der

Front hin- und herfahren. Dieses Bild zeigt ungefähr das Verhältnis zwischen der Arbeit der europäischen Technik, unter dem Banner der Vernichtung und Brutalität, und den Handlangerdiensten, die sie der Barmherzigkeit erweist. Es ist sogar anzunehmen, daß das rote Kreuz seine Automobile ganz und gar entbehren könnte, wenn sich die Strategen ohne technische Hilfsmittel behelfen müßten. Kurz, das Automobil ist ein bewundernswertes Resultat der Anstrengungen der Wissenschaftler, aber es hat natürlich die Fähigkeit oder die Lust des Menschen, richtiger oder besser zu denken, ebenso wenig vermehrt, wie die Wissenschaft imstande ist — selbst wenn sie noch so sehr „Allwissenschaft" wird — der Seele neue ideelle Ziele zu weisen. Man kann wohl behaupten: wäre die geistige Schnelligkeit, ja bloß die Fähigkeit, mit anderen Menschen zu denken, geschweige denn mit ihnen zu fühlen, im selben Verhältnis gesteigert worden, wie im letzten halben Jahrhundert die rein technische Schnelligkeit, so würde aus dem Krieg wohl kaum etwas geworden sein.

Oder, um schließlich wieder von dem Pulver zu sprechen, das ja in dem Bilde unserer Zeit wirklich keine geringe Rolle spielt: bekanntlich haben die Chinesen es erfunden; aber sie gebrauchen es zu festlichem Feuerwerk, das teilweise dazu dienen soll, die bösen Geister von den Gräbern der Vorväter fern zu halten. Die Europäer gebrauchen es — jedoch kaum aus Respekt vor den Vorvätern — um so viele Menschen wie möglich zu den Vorvätern hinüber zu spedieren. Der Geschmack ist verschieden, und die Technik ist ein Diener, der sich zu allem gebrauchen läßt, ja sogar dazu, den Herrn zu spielen.

Und wie durfte die Technik in Europa den Herrn spielen! Es war die Tragikomödie des Jeppe*) in einer andern Form, Jeppe in moderner Livree, Jeppe als Chauffeur, wie er sich

*) Jeppe, die Hauptperson in dem gleichnamigen Lustspiel des dänischen Klassikers Holberg, ist ein Leibeigener, der auf einen scherzhaften Einfall des Gutsherrn hin im Rausch in das Bett desselben gebracht wird und sich beim Erwachen völlig auf den Herrn herausspielt.

voll Selbstbewunderung und unverschämter Herablassung in dem Bett des Aristokraten breit macht. Die theoretisch-wissenschaftliche Angst, die die herrschende Weltanschauung war, verlangte in der Praxis einen neuen Gott, der durch praktisch-wissenschaftliche Waffen Schutz und Schirm gewähren konnte. Dieser neue Gott mußte die Technik sein. Wenn man vor Belastungsproben und Schnelligkeitsrekorden kniete (immer wieder Schnelligkeit ohne Ziel), geschah es gerade aus dem Grunde, daß man überall und in allem die Technik als Kraftentfaltung anbetete. Und wie man die Kraft als Kraft bewunderte, so verehrte man die Tat als Tat. Aber ist es nun nicht wahr, daß wir unmöglich weiter herunter kommen können, kurz, daß ein geistiges Minimum eingetreten ist? Und ist der Krieg nicht gerade der Sturm, der sich um dieses Minimum erhoben hat? Eine blinde Tat, eine Tat ganz ohne Sinn, ist im Kleinen das gefährliche Spiel eines Affenjungen mit einer Kokosnuß und im Großen eine rollende Lawine, deren hohler Schall dem Aufmarsch eines modernen Heeres merkwürdig ähnlich klingt.

Schon die soziale Technik, die Organisation — sowohl die sozialistische wie die kapitalistische — war der Gegenstand aller Bewunderung, und von welch mächtiger Wirkung war erst die Kriegsbereitschaft, die aufgespeicherte Schlagfähigkeit des Staates!

Aber der Geist der Zeit verlangte selbstverständlich auch hier die Kraftentfaltung, das heißt: den Krieg. Was wäre der neue Gott gewesen, wenn er nicht auch der Gott der Heerscharen geworden wäre? Der Krieg ist daher ein echter Sproß Europas, und noch nie hat ein Kind eine unheimlichere und schlagendere Ähnlichkeit mit seinem Erzeuger gehabt. Der Krieg ist die Poesie, die da stirbt, während die scheu gewordene Phantasie durchgeht. Er ist die von den Staaten begangene Verwechslung von Gesundheit und Muskeln, es ist der Völker kurzsichtiger und mißverstandener „Kampf ums Dasein", die nationale Ich-Manie, die nationale Cholerik und der nationale Verfolgungswahn in höchster Potenz.

Diese Art Schlußfolgerungen: „Ich muß überfallen, um nicht überfallen zu werden", diese Begriffsverwirrung, daß die Kultur die Kultur bekämpfen muß, daß die „Größe" einer Nation von ihrem Landbesitz abhängig sein soll, daß geistige Werke mit dem Revolver in der Hand verteidigt werden müssen, daß das Urteil über Recht und Unrecht ein paar Mechanikern zukommt — ist das nicht, wie man sagt, Zug für Zug, der Vater des Kindes?

Der Krieg ist das Schwert, nicht in die Wagschale der Gerechtigkeit, sondern auf die Landstraße geworfen, und es war ein tiefsinniges Bild, das ein junger Kriegsberichterstatter benutzte, als er den Donnerkrach der Kanonen mit dem „dröhnenden Zuschlagen der Pforte der Ewigkeit" verglich. Der Krieg ist das Jetzt, das die Ewigkeit übertönt.

*

Wie der Krieg nun weiter und weiter ging, legte sich nach und nach die Bewunderung und die Begeisterung. Die Gemüter beruhigten sich und kamen bei allem Schwanken doch zu einer Art Gleichgewicht: „Unglaublich, woran man sich gewöhnen kann."

Die Phrasen über die „natürliche Auslese", die der Krieg bedeuten sollte, klangen ja ziemlich hohl, als nach und nach die jungen auserlesenen Mannschaften als Krüppel oder gar nicht zurückkehrten. Die Äußerlichkeit des Krieges wurde mehr und mehr offenbar. Er wurde eine Art Lärm, der alle geistige Arbeit störte, aber in seiner Wesensart nichts Geistiges berührte. „Ratlos stehen wir", schrieb ein junger Deutscher, der bei dem ersten Aufgebot mit war, „innerhalb dieser Mauer von Seelenlosigkeit. Wir sind uns selbst entfremdet, alles ist Ding geworden und aus uns herausgetreten, und alles folgt einer Gesetzmäßigkeit, die durchaus nichts mit unserer geistigen Sehnsucht zu tun hat." Nach und nach kam man zu der Erkenntnis, daß die geradezu ungeheuren Mengen von mechanischen Kräften, die wir hatten ansammeln können, ohne doch völlig ihrer Herr zu sein, jetzt plötzlich losgelassen

waren: nun mußte das Uhrwerk abschnurren, so weit es eben aufgezogen war.

Schon jetzt finden sich Tausende, ja Millionen in den kriegführenden Ländern und Heeren selbst, die gar nicht „am Kriege teilnehmen". Während sie ihre blutige Tätigkeit ausüben, was sie als ihre traurige Pflicht ansehen, bewahren sie mit wahrhaftem Heroismus die Glut ihrer Herzen ungeteilt für ihre eigenen größeren Ziele, den Zielen der Menschlichkeit, fest darauf hoffend, daß einst die Zeit kommen muß, wo sie aller Welt ihr Herz zeigen dürfen.

Der Krieg veranlaßt gerade auf diese Weise so viele seelische Krisen und Katastrophen, daß er nicht nur in der Volkssprache „geistesschwach" ist, sondern seiner ganzen Wesensart nach geistig öde, geistlos, ohne das geringste Atom von Sinn, etwas, was weder mit Seele noch mit Moral zu tun hat. Der Krieg an und für sich berührt insofern unseren Geist, als er Zwang ist gegen jede Art des Geistes. Frage Joffre, frage Hindenburg: der moderne Krieg gehört in die Regeldetri. Wenn zwei Kilometer soundso viel und soundso viele kosten, was kostet dann der Weg von Berlin nach Paris? — oder umgekehrt. Hökerinnenpraxis in großem Maßstab. Aber nicht Geist. Frage die Kriegsminister: auf die Artillerie, auf die Munition kommt es an. Der Krieg wird in den Kontoren, in den Werkstätten und Fabriken entschieden, nicht in den Herzen. Das da draußen auf den Schlachtfeldern wird von einem Tor mindestens ebenso gut gemacht, wie von einem Denker. Und manchmal am besten von einem Negerkuli, der seine ganze Stärke in den Beinen hat. Die Frage „more men", das ist der Krieg. Die Frage „welche Menge, wieviel Pfund?", das ist der Krieg. Zu Anfang des Krieges sprach man von der russischen Dampfwalze Es war noch mehr bezeichnend, als man in Belgien mit durchgegangenen Eisenbahnzügen kämpfte. Der Krieg ist solch ein Zusammenstoß blinder Maschinen, jede Kugel ist solch ein blindes, durchgegangenes Ding. Eine Frage des Dinges, des Stoffes ist der Krieg, und seine Grund-

elemente sind Eisen und Blei und Fleisch, und wenn es ätherisch wird, ein paar giftige Gasarten.

Freut Euch also, Ihr Wetterhähne, die Ihr die Morgenröte der technischen Renaissance mit begeisterten Kikeriki begrüßtet. Freut Euch jetzt, Ihr alle, die Ihr die vorzüglichen, aber unwesentlichen Selbstverständlichkeiten der Technik als Mirakel bezeichnetet, Ihr, die Ihr von den „Wundern" der Technik sprachet, die Ihr die „Seele" der Maschine und die „göttliche" Klugheit des Erfinders prieset, Ihr, die Ihr die Kugellager, die Zigarrenautomaten und Freiradnaben verherrlichtet als „Siege des Menschengeistes", freut Euch, — denn Euer Tag ist da! Laßt Euch das Herz stolz im Busen schlagen — vorausgesetzt, daß Euer Herz und Euer Busen noch erhalten sind, — tretet keck zum Altar und bringt Euerm Gott, dem Moloch des Materialismus, das wohlbereitete Opfer von 10—15 Millionen Jünglingen und reifen Männern. Und sagt dann in Eurer lieben praktischen Materialistensprache zu ihm: An Saldo, Herr Moloch, zwei Milliarden Kilogramm Menschenfleisch, beste Qualität: genug, Herr? Ja, freut Euch, tanzt und klatscht in Eure äußerst geschickten Hände: Das Chaos des Schlachtfeldes ist Eure Welt*„ordnung"*.

Deutsche Übersetzung von dem
Privatdozenten Weigert in Kopenhagen.

Else Lasker-Schüler:

DAVID UND JONATHAN

O Jonathan, ich blasse hin in deinem Schoß,
Mein Herz fällt feierlich in dunklen Falten,
In meiner Schläfe pflege du den Mond,
Des Sternes Gold sollst du erhalten,
Du bist mein Himmel mein, du Liebgenoß.

Ich hab so säumerisch die kühne Welt
Fern immer nur im Bach geschaut,
Dóch hat mein Träumen sich nicht hold belohnt,
Da sie nun bunt aus meinem Auge fällt
Durch deine Liebe aufgetaut.

O Jonathan, nimm du die königliche Träne,
Sie schimmert weich und reich wie eine Braut.
O Jonathan, du Blut der süßen Feige,
Duftendes Gehang an meinem Zweige,
Du Ring in meiner Lippe Haut.

Durch den ich wieder neu und scheu mich sehne...
O Jonathan, dein spielerischer Bibelprinz
Nippt sterbend noch von deiner Liebe Minz.

F. M. Dostojewsky:

PETERSBURGER TRÄUME

UNBEKANNTE ERZÄHLUNG
MITGETEILT VON DR. WLADIMIR ASTROW

Die vorliegende autobiographische Schrift Dostojewskys ist sonderbarerweise bis in die neueste Zeit unbeachtet geblieben. Sie erschien als Feuilleton im ersten Heft der von Dostojewsky nach seiner Rückkehr aus Sibirien gemeinsam mit seinem Bruder im Jahre 1861 gegründeten Zeitschrift „Wremja" (Die Zeit) unter dem Titel „Petersburger Träume". Obwohl sie unsigniert war, ist die Autorschaft Dostojewskys durch den Inhalt und die Form der Darstellung vollkommen außer Zweifel gestellt. Die ganze Eigenart und das jagende Leben seiner Phantasiebilder wie alle Charakteristika seiner andern Werke finden sich auch hier wieder. Trotzdem ist man an diesen eklatanten Übereinstimmungen achtlos vorübergegangen, und die Schrift wurde als unbekanntes und unwichtiges Dokument fast gänzlich vergessen. Ich fand diese Schrift während umfassender Studien, die ich für mein russisches Werk über die religiösen Strömungen in der russischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts — insbesondere der Epoche Dostojewskys — anstellte. Diese Arbeit wurde in der Beleuchtung der bahnbrechenden psychologischen Forschung Rudolf Maria Holzapfels „Panideal" unternommen. Durch dessen in jeder Beziehung umwälzend neue Perspektiven bietendes Werk voll tiefgreifender Seelenkenntnis, das bald nach seinem Erscheinen bei uns zu weitgehendem Einfluß gelangte, wurde Dostojewsky selbst für seine Landsleute in eine völlig neue Beleuchtung gerückt. Holzapfel, der zum erstenmal die wesentlichsten und kompliziertesten Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens, das Wesen, die Wandlungsgesetze und Vervollkommnungsmöglichkeiten des Gewissens, des Schaffens und der Ideale in großzügig wissenschaftlicher Weise erforscht hat, ermöglichte nicht nur ein auf die Hauptsachen ganz

anders eindringendes Verständnis der psychologischen Arbeitsweise des großen Dichters. Es wurden auch, wie Ernst Mach treffend hervorhob, für das Begreifen des Forschers, Religionsstifters, Kulturgestalters und Künstlers ungeahnt neue Gesichtspunkte erschlossen. Das vorliegende autobiographische Dokument gab mir in einigen Punkten wichtige Aufschlüsse über die psychologische Entwicklung Dostojewkys, und ich habe das Original davon im Anhang zu meinem Werk zum erstenmal wieder abgedruckt.

Es ist kaum möglich, in dieser Schrift Wahrheit und Dichtung streng auseinanderzuhalten. Immerhin ist der Gesamtcharakter dieser Erinnerungen zweifellos ein wahrer. Dostojewsky schildert ausführlich, wie die künstlerischen Gestalten seines Erstlingswerkes „Arme Leute" entstanden sind, während die nachfolgenden Bilder als flüchtige Skizzen zu den spätern, größeren Werken erscheinen. Die „Vision an der Newa" ist ein fast wörtliches Zitat aus der Jugendnovelle Dostojewskys „Ein schwaches Herz". Auffallend und interessant ist auch zu sehen, wie tiefgehend der Einfluß Puschkins und Gogols auf seine ersten Gestaltungen war, und wie bewußt Dostojewsky hier und dort in seinem eigenen Gedankengang Fäden aufspürt, die von jenen zuerst angesponnen wurden. Merkwürdig ist auch die Freiheit, mit der Dostojewsky seine eigensten momentanen Stimmungen und Träume in die Charakteristik seiner Gestalten überträgt, aber auch, wie flüchtige Eindrücke und Erfahrungen sich zu Menschengestaltungen auswachsen. Derart ist die Gestalt des Harpagon, des „geizigen Ritters", die ihn sein Leben lang beschäftigt hat. Bereits in der Jugendnovelle „Herr Prochartschin" versuchte Dostojewsky, sie zu zeichnen. In den hier abgedruckten Träumen taucht sie schon deutlicher auf, aber immer noch schwankend; im „Podrostok" endlich werden diese Züge zum Hauptinhalt seines Helden. Und diese mehrfache künstlerische Umgestaltung flüchtiger Eindrücke in verschiedenen Persönlichkeiten seiner Dichtung steht nicht vereinzelt da. So hat die vorliegende Schrift besonderen Wert als eine der wenigen autobiographischen Mitteilungen Dostojewskys über den Werdegang seines künstlerischen Schaffens und über seine innere Phantasiearbeit.

. . . Ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber von Geheimnissen. Ich bin ein Phantast, ein Mystiker, und ich gestehe, daß Petersburg, ich weiß nicht warum, mir stets als Geheimnis

erschien. Noch von der Kindheit her, wo ich verloren und verlassen in Petersburg zurückblieb, hatte ich stets eine unbestimmte Angst vor dieser Stadt. Ich erinnere mich an einen Vorfall, an dem eigentlich nichts Besonderes war, der mich aber ungeheuer überraschte. Ich werde ihn in aller Ausführlichkeit erzählen, und dabei ist es doch nicht einmal ein Vorfall — einfach ein Eindruck; nun, ich bin ja ein Phantast und Mystiker!

Ich erinnere mich, wie ich einst an einem Winterabend im Januar aus dem Wiborgviertel nach Hause eilte. Ich war damals noch sehr jung. Als ich an die Newa herantrat, blieb ich einen Augenblick stehen und warf einen durchdringenden Blick den Fluß entlang, in die dunstige, frostig-trübe Ferne, wo der letzte Purpur der Dämmerung verglomm. Nacht legte sich über die Stadt, und die grenzenlose, vom erfrorenen Schnee geschwellte Newalichtung bedeckte sich im letzten Sonnenschein mit Myriaden von Funken nadeligen Reifes. Es stellte sich ein Frost von 20 Grad ein. . . . Erfrorener Dampf umwogte die müden Pferde, die eilenden Menschen. Die gepreßte Luft zitterte vor jedem Laut, und wie Riesen stiegen von sämtlichen Dächern beider Uferkais Rauchwolken in den kalten Himmel empor, sich unterwegs verflechtend und auflösend, daß es schien, als erstünden neue Gebäude über den alten, als bildete sich eine neue Stadt in der Luft. . . . Es schien endlich, als wäre die ganze Welt mit all ihren Bewohnern, den starken und den schwachen, mit all ihren Wohnungen, Bettellöchern oder vergoldeten Palästen, in dieser Dämmerungsstunde, ein phantastisches Traumbild, das sofort in den dunkelblauen Himmel verrauchen und verschwinden würde. Ein sonderbarer Gedanke regte sich plötzlich in mir. Ich erzitterte und mein Herz wurde in diesem Augenblick wie von einer heißen Blutwelle überflutet, und mich ergriff eine mächtige, mir bis dahin unbekannte Empfindung. In dieser Minute habe ich gleichsam etwas erfaßt, was sich bis dahin in mir bloß geregt hatte, aber noch kaum bewußt. Ich habe gleichsam etwas Neues erschaut, eine ganz neue Welt, die mir fremd war und die ich bloß durch irgendeine dunkle Kunde, durch irgend-

welche geheimnisvolle Zeichen kannte. Ich glaube, daß erst in diesem Augenblick mein Dasein anfing ....

Und von da an, eben von jener Vision an (ich nenne meine Empfindung an der Newa eine Vision) begannen sich mit mir so sonderbare Dinge zu ereignen. Bis dahin liebte ich es, in meiner jugendlichen Phantasie mich bald als Perikles oder Marius, bald als einen Christen aus der Zeit Neros zu denken oder als einen Ritter auf einem Turnier, als Eduard Glandeling aus dem Roman „Das Kloster" von W. Scott usw. Und von was allem träumte ich nicht in meiner Jugend, was erlebte ich nicht alles mit ganzem Herzen, mit meiner ganzen Seele in goldigen und fieberhaften Träumen, wie von Opium berauscht. Es gab keine Augenblicke in meinem Leben voller, heiliger und reiner. Ich verträumte mich so weit, daß meine ganze Jugend unbemerkt an mir vorbeiging, und als mich das Schicksal plötzlich zu einem Beamten machte, da ... da ... diente ich musterhaft, sobald aber die Amtsstunden vorbei waren, da eilte ich in meine Mansarde, zog meinen durchlöcherten Hausrock an, schlug einen Band von Schiller auf und träumte wie trunken und litt solche Leiden, die süßer waren als alle Genüsse der Welt, und liebte und liebte ... und wollte in die Schweiz entfliehen und nach Italien, und sah vor mir die Elisabeth, die Luise, die Amalie. Die wirkliche Amalie aber habe ich ebenfalls nicht bemerkt; sie lebte ganz in meiner Nähe, hinter der Schirmwand. Wir wohnten da alle in „Winkeln" und nährten uns von Gerstenkaffee. Hinter der Schirmwand wohnte ein Mann mit dem Zunamen Mliekopitajew; sein ganzes Leben lang suchte er eine Anstellung und das ganze Leben hungerte er mit einer schwindsüchtigen Frau, mit zerrissenen Schuhen und hungrigen fünf Kindern. Amalie war die älteste, sie hieß übrigens nicht Amalie, sondern Nadja, nun, möge sie schon für mich auf immer Amalie bleiben. Und wieviele Romane wir zusammen gelesen haben. Ich gab ihr die Werke von Walter Scott und Schiller; ich abonnierte in der Smirdinschen Bibliothek, aber Schuhe kaufte ich mir keine, sondern bestrich die Löcherchen mit Tinte; wir lasen zusammen die Geschichte der

Klara Maubray und . . . kamen in solche Rührung, daß ich auch jetzt noch an jene Abende nicht ohne nervöse Erschütterung denken kann. Dafür, daß ich Romane las und ihr wiedererzählte, flickte sie mir meine alten Socken und stärkte meine zwei Hemden. Zum Schluß, wenn sie mich auf unserer schmutzigen Treppe traf, wo es mehr Eierschalen als etwas anderes gab, fing sie plötzlich an so seltsam zu erröten — flammte jedesmal plötzlich auf. Und hübsch war sie auch, gütig, sanft, mit verheimlichten Träumen und erstickten Sehnsuchten, ganz so wie ich. Ich bemerkte gar nichts; ja, vielleicht bemerkte ich auch was, aber . . . es war so angenehm, „Kabale und Liebe" zu lesen oder Hoffmanns Erzählungen. Und wie rein waren wir damals und unverdorben. Doch Amalie heiratete auf einmal ein ärmstes Wesen in der Welt, einen Mann von etwa 45 Jahren, mit einer Warze an der Nase, der einige Zeit bei uns in den Winkeln gewohnt hatte, aber eine Anstellung fand und schon am nächsten Tage der Amalie seine Hand anbot und . . . unentrinnbare Armut. Sein ganzes Eigentum bestand aus einem Mantel, wie bei Gogols Akaky Akakijewitsch, mit einem Kragen aus Katzenfell, „das man übrigens stets für Skunks halten konnte". Ich vermute sogar, daß, wenn er ein Katzenfell besessen hätte, welches man nicht für Skunks halten könnte, so hätte er vielleicht nicht gewagt zu heiraten, sondern hätte noch abgewartet. Ich erinnere mich, wie ich von Amalie Abschied nahm; ich küßte ihre hübschen Händchen zum erstenmal im Leben, sie küßte mich auf die Stirn mit einem so sonderbaren Lächeln, so sonderbar, so sonderbar, daß dieses Lächeln mir dann mein ganzes Leben lang am Herzen nagte. Und wieder wurde ich ein bißchen sehender. . . . Oh, warum lachte sie so — ich hätte ja sonst nichts gemerkt! Warum hat es sich so qualvoll in meine Erinnerungen eingegraben? Nun denke ich mit Qual an all dies, und doch, hätte ich die Amalie geheiratet, ich wäre sicher unglücklich! Wo kämen dann Schiller, die Freiheit, der Gerstenkaffee und die süßen Tränen hin, und die Träume, und meine Reise auf den Mond . . . . Ich reiste ja später auf den Mond, meine Herren.

Aber Gott mit ihr, mit der Amalie. Kaum hatte ich eine eigene Wohnung und eine geringe Anstellung, die allergeringste von der Welt, so fing ich an, ganz andere Träume zu sehen . . . Früher, in den Winkeln, zu Amaliens Zeiten, lebte ich fast ein halbes Jahr mit dem Beamten, ihrem Bräutigam, der einen Mantel mit einem Kragen aus Katzenfell trug, welches man stets für Skunks halten konnte, und wollte nicht einmal an diesen Skunks denken. Und auf einmal, als ich allein blieb, begann ich darüber nachzudenken. Und ich begann mich umzusehen, und bemerkte auf einmal seltsame Gesichter. Es waren alles seltsame, merkwürdige Gestalten, ganz prosaisch, keine Don Carlose und Posas, sondern wirkliche Titularräte und dabei doch ganz phantastische Titularräte. Jemand, der sich hinter diese ganze phantastische Menge versteckt hatte, schnitt vor mir Gesichter und zerrte an irgendwelchen Fäden und Springfedern, und die Püppchen bewegten sich, er aber lachte und lachte immerfort! Und es tauchte damals vor mir eine andere Geschichte auf, irgendwo in dunklen Winkeln, irgendein Titularherz redlich und rein, sittlich und der Obrigkeit ergeben, und zugleich irgendein Mädchen, beleidigt und traurig, und tief zerriss mir ihre ganze Geschichte das Herz *). Und hätte man die ganze Menge gesammelt, die ich damals erträumte, es ergäbe eine prachtvolle Maskerade . . . . Jetzt, jetzt ist es anders. Jetzt träume ich eigentlich zwar dasselbe, aber in anderen Gestalten, obwohl auch alte Bekannte manchmal an meine Tür klopfen.

Es träumte mir unlängst folgendes: Es war einmal ein Beamter, selbstverständlich in einem Departement. Weder Protest, noch Stimme war je in ihm gewesen; ein völlig unschuldiges Geschöpf. Wäsche war an ihm auch fast keine. Seine Uniform hörte auf, ihre Bestimmung zu erfüllen. Mein Sonderling ging gebückt, schaute zu Boden, und wenn er, vom Amte nach Hause auf die „Petersburger Seite" eilend, in die Newskystraße geriet, so wird wohl sicher auf dem Newsky nie ein demütigeres und

*) Bezieht sich auf die Erstlingsnovelle Dostojewskys: „Arme Leute", welche, im Jahre 1845 erschienen, außerordentliches Aufsehen erregt hatte. Anmerk. d. Übers.

scheueres Wesen erschienen sein. Sogar der Kutscher, der ihm einmal mit dem Peitschlein eins versetzte — so, aus Zärtlichkeit — als er über unsere prachtvolle Straße hinüberlaufen wollte, verwunderte sich fast, weil jener nicht nur nicht laut schimpfte, sondern sich nicht einmal umwandte. Zu Hause hatte er eine alte Tante, die mit Zahnschmerz und unterbundener Wange zur Welt gekommen war, und eine brummende Frau mit sechs Kindern. Und wenn alle zu Hause nach Brot verlangten, nach Hemden und Schuhen, so saß er in einer Ecke beim Ofen, erwiderte kein Wort, schrieb Amtspapiere ab, oder schwieg hartnäckig, die Augen zu Boden gerichtet, und lautlos flüsternd, als ob er um Vergebung seiner Sünden zu Gott beten würde. Endlich verloren sowohl Mutter wie Kinder alle Geduld. Sie wohnten in der Dachstube eines Holzhäuschens, dessen eine Hälfte bereits eingestürzt war und dessen andere schon einzustürzen begann. Und als die Tränen, Vorwürfe und Quälerei schließlich ihren Höhepunkt erreicht hatten, erhob der Arme plötzlich sein Haupt und öffnete seinen Mund ganz wie Bileams Esel; er sprach aber so sonderbar, daß er ins Irrenhaus abgeführt wurde. Und wie konnte er nur auf den Einfall kommen, er sei — Garibaldi! Ja, alle Beamten, seine Kollegen, bezeugten, daß ihn dieser Gedanke bereits seit zwei Wochen beschäftigte: er hatte irgend etwas aus einer Zeitung herausgelesen, die ihm zufällig in die Hand gekommen war. Fast nie hatte er mit jemandem gesprochen, nun aber wurde er auf einmal unruhig, verlegen, erkundigte sich immerfort über Garibaldi und die Zustände in Italien, wie Poprischtschin über die spanischen . . . .*) Und nun entstand in ihm allmählich der unerschütterliche Glaube, er sei eben Garibaldi, der Umstürzler und Flibustier. Als er sich seines Verbrechens bewußt wurde, zitterte er Tag und Nacht. Weder die Klagen der Frau noch die Tränen der Kinder, weder die hochmütigen Lakaien an den Toren, die ihm am Newsky ein Bein stellten, noch der Rabe, der sich einst auf der Straße auf seinen zerknüllten Hut niederließ, und der das allgemeine Gelächter seiner

*) In Gogols Erzählung: „Aus dem Tagebuch eines Wahnsinnigen." Anmerk. d. Übers.

Departementskollegen hervorrief, weder die Peitschen der dahinjagenden Kutscher, noch der eigene leere Magen — nichts, gar nichts interessierte ihn mehr. Die ganze Gotteswelt glitt ihm unter den Füßen fort. Nur eines sah er überall und in allem: sein Verbrechen, seine Beschämung und seine Schande. Was wird seine Gnaden sagen, was wird Dementij Iwanitsch, der Abteilungschef, selbst sagen, was wird endlich Jemeljan Lukitsch sagen, was werden sie, sie alle sagen .... Entsetzlich! Und da, eines Morgens, warf er sich plötzlich seiner Gnaden zu Füßen: Verzeihung, ich bekenne alles, ich bin Garibaldi, tun Sie mit mir, was Sie wollen! ... Nun, und man hat auch getan .... was nötig war.

Als ich davon träumte, lachte ich selber über mich und über die Absonderlichkeit meiner Träume. Und siehe, der Traum wird zur Wirklichkeit. Wie gefällt es euch, meine Herren: soeben habe ich wieder in den Zeitungen von einem Geheimnis gelesen, einem wirklichen Geheimnis; es steht in den Zeitungen gedruckt und erklärt, und trotzdem ist es ein Geheimnis. Man entdeckte plötzlich einen neuen Harpagon, der im schrecklichen Elend gestorben war, auf Haufen von Gold. Dieser Alte, der auch zu den merkwürdigen Individuen des Doktor Krupow*) gehört, war ein Titularrat ausser Dienst, mit Namen Solowjow, etwa 80 Jahre alt. Er mietete sich eine Ecke hinter einer Schirmwand für drei Rubel. In seiner schmutzigen Ecke wohnte Solowjow schon mehr als ein Jahr, ohne jede Beschäftigung, klagte stets über Mittellosigkeit, und, dem Charakter seiner Armut getreu, zahlte er auch für die Wohnung nicht zur Zeit und blieb nach dem Tode für ein ganzes Jahr schuldig. Im Laufe dieses Jahres war der neue Pliuschkin**) stets kränklich, litt an Atem- und Brustbeschwerden und holte sich im Maximilianschen Krankenhause unentgeltlich ärztlichen Rat und Arzneien. Er gönnte sich keine frischen Speisen, auch nicht in den letzten Tagen seines Lebens. Nach Solowjows Tode, der in Lumpen, in widerlicher und schmutziger Armut gestorben war, fand man unter seinen Papieren 169,022

*) Aus einer Novelle von Herzen, Anmerk, d. Übers.

**) Aus den „Toten Seelen" von Gogol. Anmerk. des Übers.

Rubel in Wertpapieren und in barem Gelde. In der Zeitung heißt es, daß das gefundene Geld im Departement für öffentliche Fürsorge hinterlegt wurde, während die Leiche des Gestorbenen einer Obduktion unterliegen solle.

Ich dachte über dieses Ereignis nach und näherte mich dem Kaufhofe. Es wurde Abend; in den Läden flammte hinter den großen, etwas angelaufenen Fenstern das Gas auf. Knirschend eilten über den Schnee glänzende Equipagen dahin, mit stolzen Rossen bespannt, mit stolzen Kutschern und hochmütigen Lakaien. Zuweilen erscholl das tönende Aufschlagen eines Hufeisens; auf den Trottoirs wogten Passanten . . . Es war Weihnachtsabend . . . Da tauchte vor mir, unter der Menge, irgendeine Gestalt auf, keine wirkliche, sondern eine phantastische. Ich kann mich ja noch immer nicht von der phantastischen Stimmung lossagen. Noch in den vierziger Jahren bezeichnete und neckte man mich als Phantasten. Übrigens bin ich auch damals durch ein gewisses Ritzchen nicht hindurchgekrochen *). Jetzt natürlich — graues Haar, Lebenserfahrung usw., aber ein Phantast bin ich trotzdem geblieben. Die Gestalt, die vor mir vorüberglitt, trug einen alten, abgetragenen, wattierten Mantel, der ohne Zweifel seinem Besitzer auch in der Nacht als Decke diente, was man auf den ersten Blick sehen konnte. Ein verbogener Hut mit abgerissenen Rändern saß ihm auf dem Hinterkopf. Darunter traten Büschelchen grauen Haares hervor und fielen auf den Kragen des Mantels. Der Alte stützte sich auf einen Stock. Er bewegte die Lippen, und zu Boden schauend, eilte er irgendwohin, wahrscheinlich nach Hause. Der Hausbesorger, der den Schnee vom Trottoir kehrte, warf ihm mit Absicht eine volle Schaufel auf die Füße; aber der Alte bemerkte es nicht einmal. Als er an mir vorüberkam, schaute er mich an und zwinkerte mir mit einem Auge zu, mit einem erstorbenen Auge, ohne Licht und Kraft, wie wenn man vor

*) Dieser Ausspruch will höchstwahrscheinlich besagen, daß Dostojewsky den Lockungen der damaligen sozialistischen Ideen in Rußland, welche ihm als utopische Träumereien galten, nicht ganz nachgegeben hat. Im Kreise Belinskys wurde ihm wiederum der Vorwurf der Phantasie gemacht, weil er sich gegen den Materialismus und Atheismus sträubte. Anmerk. d. Übers.

mir das Augenlid eines Toten aufhöbe, und ich erriet sofort, daß er derselbe Harpagon sei, der mit einer halben Million auf seinen Lumpen gestorben war und das Maximiliansche Krankenhaus besucht hatte. Und da (ich habe eine rasche Phantasie) stand vor mir plötzlich eine Gestalt auf, die dem Puschkinschen geizigen Ritter sehr ähnlich war. Es schien mir auf einmal, daß mein Solowjow eine riesenhafte Gestalt sei. Er hat die Welt verlassen und sich von all ihren Verlockungen hinter die Schirmwand zurückgezogen. Was geht ihn all dieser leere Glanz an, all unsere Pracht: Wozu Ruhe und Komfort? Was kümmern ihn all diese Gestalten, diese Lakaien, die auf den Equipagen sitzen, diese Herren und Damen, die in den Equipagen sitzen; diese Herren, die im leichten Wagen dahinfahren, und diese da, die zu Fuß wandern, die reizenden jungen Leute, auf deren Gesichtern sich unersättliche Gier nach Kameliendamen und Silberrubeln malt? . . . Was gehen ihn diese Kameliendamen an, all diese Minnas und Armands? . . . Nein, er braucht nichts, er besitzt das alles — dort unter seinem Kissen, das noch der vorjährige Überzug deckt. Mag es auch vom vorigen Jahre sein; er braucht nur zu pfeifen und alles wird zu ihm gehorsam herangekrochen kommen, was er nötig hat. Er braucht nur zu wollen, — und viele Gesichter werden ihn mit einem aufmerksamen Lächeln beglücken. Da ist Wein — er könnte ihm das Blut erwärmen, er könnte ihm helfen, und ist sogar nicht teuer . . . Er braucht keinen. Er ist über alle Wünsche erhaben . . .

Als ich aber so phantasierte, kam es mir vor, daß ich nicht den richtigen Griff getan, daß ich den Puschkin bestehle, und daß die Sache sich ganz anders zugetragen habe. Nein, es war sicher nicht so. Vor etwa 60 Jahren war Solowjow wahrscheinlich irgendwo angestellt; er war jung, frisch, nicht über zwanzig. Vielleicht hatte auch er seine Passionen, fuhr im Wagen, kannte irgendeine Luise und besuchte das Theater, um sich „Das Leben eines Spielers" anzuschauen. Aber plötzlich geschah mit ihm etwas, als ob er einen Stoß am Ellbogen bekäme — eines jener Ereignisse, die in einem Augenblicke den ganzen

Menschen umwandeln, so daß er selbst dessen kaum inne wird. Vielleicht hatte er irgendeinen Augenblick, wo ihm auf einmal irgend etwas klar wurde, und er vor etwas erschrak. Und nun, während Akaky Akakyewitsch jeden Groschen für einen Skunks spart, so legt er von seinem Gehalt auf die Seite und spart, und spart für die Zukunft, man weiß nicht wofür, nur nicht für einen Skunks. Zuweilen zittert er auch, und ängstigt sich, und hüllt sich in den Kragen des Mantels, wenn er die Straßen passiert, um nicht vor irgend jemandem zu erschrecken, und sieht überhaupt so aus, als hätte man ihm gerade den Kopf gewaschen. Jahre vergehen, und nun beginnt er mit seinen Groschen erfolgreich Wucher zu treiben, immer nur im kleinen, mit Beamten und Köchinnen, gegen sicherste Pfänder. Die Summe wächst, er aber wird furchtsamer und immer furchtsamer. Es vergehen Jahrzehnte. Er birgt bereits bei sich Pfänder zu Tausenden und Zehntausenden. Er schweigt und häuft, häuft ohne Unterlaß. Süß ist es ihm und schrecklich zugleich, und Schrecken drückt ihm immer mehr und mehr das Herz, bis er auf einmal seine Kapitalien realisiert, und sich in irgendeinem armen Loche versteckt. Er hatte zwar anfangs bei sich, in seiner verschimmelten Wohnung, mit gelbangestrichenen Wänden, eine Köchin und eine Katze; die Köchin war dumm, aber ehrlich aus Dummheit. Er aber zankte und schalt sie immerfort; aß Kartoffel, trank Zichorie — und fütterte damit auch die Köchin, die gehorsam nnd lautlos war. Fleisch kaufte er nur für die Katze, ein Pfund im Monat, und daher miaute sie fürchterlich; und wenn sie miaute und ihm wehmütig in die Augen schaute um Fleischstücklein bittend, und sich an ihm rieb, mit emporgerichtetem Schweife, da streichelte er sie, nannte sie Mascha, aber Fleisch gab er ihr keins. Sein ganzer Reichtum bestand aus einer Wanduhr, mit Gewichten und Stricken, und vor Nichtstun betrachtete er diese Uhr, als ob er wissen wollte, wie spät es sei. Aber die Katze verendete, die Köchin wurde von ihrem Manne geholt, die Uhr ist längst stehen geblieben und auseinandergefallen. Der Alte blieb allein, schaute sich um, bewegte die Lippen, und verkaufte für ein

paar Groschen auf dem Trödelmarkt seine drei zerfallenen Sessel, das Spieltischchen, von dem er schon längst beschlossen hatte das Tuch abzuziehen, um es als Futter für den Hausrock zu verwenden, und es doch nicht verwendete, sondern, die Lippen bewegend, sorgfältig zusammenlegte und es in seinem Bündelchen versteckte. Er verkaufte auch seine Uhr — und mietete sich in einen Winkel ein, hinter der Schirmwand schlief er, aß Kartoffel, jeden Tag sein Quantum vermindernd, lebte in ewiger Angst, zahlte nicht voll aus, und wechselte die Wohnungen ohne gezahlt zu haben, um auch dort nicht zu bezahlen. Und wie oft mag seine Wirtin, eine arme Deutsche, in Papilloten und schmutzig, ihn gedrängt haben, daß er ihr wenigstens einen Teil der Schuld bezahle. Er ächzte und krächzte nur, redete ihr von Frömmigkeit, von Geduld und Barmherzigkeit, bekreuzigte sich den Mund und schlief unruhig und zitternd ein, daß ja niemand sein Geheimnis erfahre, daß ja nicht die Wirtin dahinter komme . . . Und wozu ging er in das Maximiliansche Krankenhaus! Wozu mußte er sich kurieren? Wofür brauchte er das Leben? Und hatte er geahnt, daß seine halbe Million zur staatlichen Aufbewahrung gelangen würde? Übrigens wollte man ja seine Leiche einer Obduktion unterwerfen, um sich zu überzeugen, daß er verrückt war. Mir scheint es, daß durch eine Obduktion solche Geheimnisse nicht aufgeklärt werden. Und war er denn überhaupt verrückt? . . .

Ich trat in den Kaufhof ein. Unter den Arkaden wogte eine Menschenmenge, in der man sich kaum einen Weg bahnen konnte. Alles kaufte für die nahen Festtage ein. Unter den Arkaden wurde meist Spielzeug feilgeboten und standen fertige Christbäumchen aller Art, für Arm und Reich. Vor einem Haufen Spielzeug stand eine korpulente Dame mit einem Lakai in unmöglicher Livree. Die Dame war begleitet von einem stumpfnäsigen und überaus schäbigen jungen Herrn. Die Dame zwitscherte und suchte Spielsachen aus; ganz besonders gefiel ihr ein Figürchen in blauer Uniform und roten Hosen.

— C'est un Zouave, schrillte die Dame; voyez, Victor, c'est un Zouave; car enfin il a . . . enfin c'est rouge; c'est un Zouave!

Und glückselig kaufte die Dame den Zuaven.

Nicht weit von ihnen, vor einem anderen Haufen Spielzeug, standen in einer Menge von Käufern ein Herr und eine Dame und suchten lange nach etwas, das zugleich gut und billig wäre. Das letztere schien dem Herrn ganz besonders am Herzen zu liegen.

— Sieh mal, Herz, es knackt, redete er seiner Lebensgefährtin zu, indem er ihr eine hölzerne Kanone zeigte, die auch wirklich knackte. Schau nur, siehst du, — es knackt!

Und der Herr knackte ein paarmal vor den Augen seiner sehr besorgten Dame. Diese wollte jedoch ein besseres Spielzeug kaufen. Unschlüssig staunte sie die Kanone an.

— Lieber diese Puppe da, sagte sie, hoffnungslos mit dem Finger darauf zeigend.

— Diese Puppe? Hm . . . sprach der Herr. Warum denn, Herz, sieh nur — es knackt?

Seine düstere Nachdenklichkeit, das ernste, um jedes Zehnkopekenstück besorgte Gesicht zeugte, daß er das Geld nicht leicht gewann. Er konnte sich nicht entschließen, und, düster dreinschauend, knackte er schweigend fort mit der Kanone. Ich weiß nicht, was sie gekauft haben. Ich drängte mich weiter durch die Menge fort, verfolgt von „Schillers Andenken", welches die Buben feilboten, und zu dem sich nunmehr auch Victor Emmanuel gesellte. Hie und da hörte man in der Menge die schüchterne Stimme eines Kindes, das insgeheim bettelte.

— Sehr geehrter Herr, Verzeihung, daß ich mir erlaube, Sie zu belästigen . . .

Ich wendete mich um. Es folgte mir ein Herr, in Staatsuniform, der den bestimmten Eindruck machte, aus dem Amte hinausgejagt zu sein. Es konnte kaum anders gewesen sein. Alle tragen sie dann die Staatsuniform, besonders wenn sie gerichtlich verurteilt worden sind.

Es war ein riesenhafter Herr, gegen die 35, der leibliche Bruder eines Nosdrew*) in roter Uniformmütze, mit widerlich

*) Ein Held aus Gogols „Toten Seelen". Anmerk. d. Übers.

frischem Teint und ungewöhnlich sorgfältig rasierter Physiognomie, die so offen und „wohlgeboren" dreinschaute, daß sie unwiderstehlich dazu reizte, angespuckt zu werden. Ich kenne diesen, er ist mir schon ein paarmal auf der Straße begegnet.

— Bin vom Mißgeschick verfolgt. Habe selbst Notleidenden bis zu 15 Rubeln gegeben. Mein Herr . . . Ihrerseits . . . Wenn ich hoffen darf . . .

Es ist dies nicht der erste solche Herr, der Notleidenden bis zu 15 Rubeln zu schenken pflegte (möchte wohl wissen, wieviel *er* von solchen Notleidenden erpreßte), den ich in den Petersburger Straßen treffe. Bin ich so unglücklich, oder ziehe ich solche Individuen besonders an? Ich erinnere mich an einen anderen Herrn, ebenfalls in grauem, ungewöhnlich reinem und neuem Uniformmantel, mit vortrefflichem Backenbart und mit unbeschreiblicher „Vornehmheit" im Antlitz. Er drängte sich mir in deutscher Sprache auf, wahrscheinlich um sich vor dem „Publikum" nicht bloßzustellen; ich wußte nicht, wie ihn loszuwerden. Eine derartige Unverschämtheit ist mir noch nie vorgekommen . . . Und was für prächtige Pompiers oder Eisenbahnarbeiter all diese Bettler abgeben würden! Was für Kraft, was für Gesundheit! Doch die Vornehmheit erlaubt nicht! Und was für „Dentisten" sie alle seinerzeit gewesen sein mußten! . . .

Aber die Begegnung mit dem Überzieher von widerlich vornehmem Äußeren rief mir eine andere Begegnung vom letzten Sommer, im August, ins Gedächtnis. An jenem Tage hatte ich eigentlich zwei Begegnungen; eine davon war besonders lieb. Ich ging an der Fontanka an einem herrschaftlichen Hause vorüber. Vor der Paradetreppe wartete ein eleganter Zweispänner. Plötzlich schlug der Portier die Türe auf und heraus trat ein junges zierliches Paar. Die Dame, prachtvoll und reich gekleidet, überaus hübsch und überaus jung, flog in den Wagen; ihr folgte ein Herr, ein noch sehr junger Mann, in glänzender Militäruniform, und kaum hatte der Portier die Wagentüre zugeschlagen, als der junge Mann sich in die Lippen der hübschen Dame küssend einsog, die mit Wonne die Liebkosung ent-

gegennahm. Dieses ganze Momentbild erblickte ich durch das Wagenfenster. Sie bemerkten mich nicht: der Wagen jagte davon, und ich brach, auf dem Trottoir stehend, in ein helles Lachen aus. Zweifelsohne sind es Neuvermählte gewesen, die Besuche machten. Nach den Flitterwochen pflegen sich Eheleute nicht im Wagen zu küssen.

Gegen fünf Uhr nachmittag desselben Tages passierte ich den Wosnessenskyprospekt. Plötzlich vernahm ich hinter mir eine schüchterne, schwache Stimme; ich sah mich um — vor mir stand ein Knabe von 12 oder 13 Jahren, mit einem lieben und gutmütigen Gesicht, und schaute mich mit flehendem und verschämtem Blicke an. Er sprach etwas, doch seine Stimme stockte und zitterte leicht. Er war arm gekleidet, jedoch sehr reinlich, in leichtem Sommermantel, mit einer Mütze, aber in recht zerschlissenen Schuhen. Ein altes seidenes Tuch war sorgfältig um seinen Hals gebunden. Aus allem sah man, daß der Knabe einer Familie angehörte, die arm aber ehrlich ist und bessere Tage gekannt hatte. Und man sah auch, daß dieses Halstuch die Mutter selbst oder die ältere Schwester ihm umgebunden hatte. Das Benehmen des Knaben war schlicht und höflich. Auf seinem müden Gesicht lag viel vornehmer, aufrichtiger Ausdruck.

— Verzeihen Sie, daß ich Sie belästige, sagte er. Haben Sie die Güte, geben Sie mir etwas . . . Und dabei überflog sein Gesicht eine leichte Röte.

Vor Überraschung trat ich einen Schritt zurück. So sonderbar erschien mir seine Bitte.

— Aber wer sind Sie denn? fragte ich erstaunt — und wieso . . . bitten Sie? Ich hätte es wirklich kaum erwartet.

— In aller Frühe haben mich Vater und Mutter zu Verwandten in das Petersburger Viertel geschickt. Sie glaubten, daß ich dort zu Mittag speisen kann. Aber dort . . . konnte ich nicht zu Mittag essen, und nun gehe ich nach Hause; ich bin sehr müde und ich habe großen Hunger . . .

— Und wo wohnen Sie denn?

— Beim Smolenskykloster . . . Geben Sie mir sechs Kopeken

hier im Laden bekommt man Brötchen, ich hab's im Fenster gesehen; diese Brötchen kosten sechs Kopeken; ich werde eins kaufen und mich im Laden ausruhen, und dann werde ich weiter gehen . . .

— Sagen Sie, wer sind denn Ihre Eltern? fragte ich

— Papa war früher angestellt, erwiderte der Knabe, und ich besuchte das Gymnasium. Als aber Papa in diesem Jahre die Stelle verloren hatte, konnte ich nicht mehr in die Schule, das Geld fehlte, und wir sind jetzt . . . sehr arm . . .

Eine Geschichte in wenigen Worten.

Sehr arm, sehr arm!

Die Armut ist ja freilich — nun, sagen wir — ein Ausnahmefall; darüber wollen wir nicht streiten. Es sind doch auch reiche und wohlhabende Leute da; sie haben liebe, kluge, wohlerzogene Kinder; denen kauft man Zuaven, und die Zuaven werden es vielleicht nicht verhindern, daß mit der Zeit aus ihnen gute Menschen werden. Geht es doch bei uns höchst sonderbar zu; nach irgendeinem unbekannten Gesetze; irgendein Gesetz muß ja da walten, denn nach Gesetzen wirkt die Natur und lebt der Mensch. Und dennoch ist es sonderbar. Aus einer Bauernfamilie tritt plötzlich ein Dichter hervor, und was für einer!*), aus einer Fachschule — ein Denker! Aus diesem Grunde bin ich für den Knaben, den ich getroffen habe, ruhig. Er wird nicht zugrunde gehen. Natürlich ist es um den Vater schade: er wird sich aber schon durchhelfen, wird eine Stelle, eine Zuflucht finden. Wahrscheinlich ist er bereits ein fertiger Mann. Außerdem kann es ja auf Erden nicht ohne kleine Mißgeschicke zugehen; er ist ja auch nicht der einzige, nicht wahr? Und doch ist der Gedanke unerträglich, wieviel düsteren Zynismus, wieviel schwere Eindrücke dieser Knabe aus seiner Kindheit mitbekommen wird. Wird dieser Zynismus seine sittliche Entfaltung nicht beeinflussen? In welcher Weise? Als Abscheu vor diesem Zynismus oder als eine jener Anpassungen, welche die Seele für immer verderben? Dieser Knabe hat bereits die

*) Anspielung auf den Dichter Nikitin. Anmerk. d. Übers.

Schule besucht, er begreift schon vieles; er errötet und schämt sich. Er ist ehrlich und hat bereits nachgedacht, denn das Unglück lehrt denken, manchmal sogar allzufrüh. Also, welche Spuren wird in ihm diese zufällige Bettelei hinterlassen? Wird er an diesen Tag mit Abscheu und Schaudern zurückdenken, oder wird er sich in einen „stellenlosen" Müßiggänger verwandeln, in Uniformmantel und mit widerlich vornehmem Äußern? Doch . . . beruhigen wir uns. Wozu diese nutzlosen Fragen? Die Armut ist stets eine Ausnahme; alle leben und leben irgendwie. Die Gesellschaft kann ja nicht insgesamt reich sein; die Gesellschaft kann nicht ohne zufälliges Mißgeschick bestehen. Nicht wahr? Ich könnte sogar eine Geschichte von einer höchst originellen und fast graziösen Armut erzählen. Doch diese Geschichte wollen wir uns aufsparen. Möchte nur noch hinzufügen, daß wenn alle — nun, sagen wir — reich wären, so müßte es höchst eintönig werden; außerdem entwickelt die Armut den Menschen, erzieht ihn manchmal zur Tugend . . . nicht wahr?

Ferruccio Busoni:

DAS WANDBILD

EINE SZENE UND EINE PANTOMIME

An Philipp Jarnach

*

PERSONEN DES SCHAUSPIELS:

Der Antiquar
Novalis, Student
Dufait, sein Freund

PERSONEN DER PANTOMIME:

Der Priester
Das Mädchen
Der Richter
Novalis
Die Gefährtinnen

*

ORT DES SCHAUSPIELS:

Ein Antiquitätenladen in der rue Saint-Honoré, 1830.

ORT UND ZEIT DER PANTOMIME:

Die Geisterwelt der Chinesen.

Das Innere des Antiquitäten-Ladens, mit Kuriositäten aller Art gefüllt. An der Wand, in der Mitte, fällt das lebensgroße Bild eines Mädchens auf, in chinesischer Tracht und mit offenen Haaren dargestellt. Eine Standuhr schlägt 8, als der Vorhang aufgeht. Von der Straße her treten ein: Novalis und Dufait.

Dufait: Ja, ist denn hier kein lebendes Wesen?

Novalis: Ich habe eher den Eindruck, als ob alles hier darauf wartete, Bewegung anzunehmen —

Dufait: Hm, es sieht so aus, als ob ein Sonderling das kurioseste Gerümpel auf einen Fleck gehäuft hätte —

Novalis: Hier muß manches Unerklärte sich vorfinden —

Antiquar (von hinten unbemerkt eintretend): — Je nachdem, wie man es schaut, meine jungen Herren! Ich sehe es Ihnen an, Sie (zu Dufait) muß man erst überzeugen; Sie (zu Novalis) vielleicht warnen — — —

Dufait (sich zerstreut umschauend): — Wir kommen nicht ungelegen?

Antiquar: Ich war eben im Begriffe, meinen Laden zu schließen. — Aber für Liebhaber des Besonderen und — für die Jugend bleibt mir immer Zeit. Bitte, meine Herren. Sie finden vieles vor, vom alten Ägypten bis zu Napoleons Zeiten, und vernünftige Preise. Sie lächeln? Es ist eine Kunst, Preise zu machen. Eine Kunst anzukaufen, eine Kunst, die Artikel loszuschlagen. Ich lernte sie ein wenig im Orient — der Orient, das Land der Wunder und des Betruges. Oh — ich bin weder ein Wundermann, noch ein Betrüger — — bitte, sehen Sie sich nach Gefallen um. — Dieses Uhrwerk? Ja, recht eigenartig, recht eigenartig. Man behauptet, es schlage außer der Zeit, ein Jahr vor dem Tode des Besitzers. Nun, ich bin fast hundert Jahre alt, und es hat noch nie außer der Zeit geschlagen. Hihi — das beweist noch nichts. (Nüchtern) Holland — siebzehntes Jahrhundert — dreitausend Francs. Soll ich es Ihnen vorführen? . . . Ein recht eigenartiges Werk. Hier: Sonnen- und Mond-Zeiten, ein regelrechter Kalender. Mittags tritt Christus auf, um Mitternacht der Tod. Es hat eine hübsche Weise im Leib . . . (Er läßt das Uhrwerk spielen) — Hübsch — hübsch — hihi — traulich und doch etwas schwermütig — recht eigenartig, recht eigenartig — um Mitternacht können Sie den Tod erblicken — vielleicht genug von dem? Wie Sie wünschen.

Dufait: Der Alte scheint ein geriebener Charlatan . . .

Novalis: Ich weiß nicht recht . . .

Antiquar: Ah, Sie zweifeln, Sie zweifeln, ich kanns Ihnen nicht verdenken. — Man kommt von der Straße, vom Kaffeehause, — man erwartet wenig . . . Sie halten mich wohl für einen Juden? Nein, ich bin kein Jude, auch kein Europäer. . . . es ist sehr schwer zu bestimmen . . . sehr schwer . . . doch

es kommt nicht darauf an. Die Neigungen, die Neigungen, ... die machen den Menschen, ... die Luft, die ihn umgibt ... Was lebt? Was ist tot ...? Unlösbare Fragen ... ja, gerade diese Mumie, ein interessantes Stück, gerade diese Mumie kann darauf einiges erwidern ... ich sage: einiges. Wer kann alles beantworten? Immerhin — immerhin — ein interessantes Stück. — Wünschen Sie es näher zu besichtigen? (Nüchtern) Zweites Jahrtausend vor Christi, Theben, unverkäuflich. Sie sehen, ich bemühe mich nicht des Geschäftes halber. Freue mich über der Jugend Wißbegier. Der Jugend Wißbegier hält des Meisters Bewußtsein ... das geht vorüber ... doch kommt neue Jugend wieder ... ist es gefällig, daß ich den Kasten öffne? Mit Vergnügen.

Dufait: Was wird er nun vorgaukeln ...?

Novalis: Es ist doch recht ungewöhnlich ...!

Antiquar: Wenn die Uhr schlägt ... jetzt! ... dann wird das tote Ding beweglich — man begreift nicht den Zusammenhang — Holland — Ägypten ... Jahrtausende dazwischen — und doch, und doch — — sehen Sie — nun tritt sie vor — — die Kreise schließen sich in der Zeit — es muß ein geheimes Gesetz walten — da! — bitte! — ist das nicht seltsam? Ein interessantes Stück ...

Dufait: Ein kunstreicher Automat.

Novalis (hat sich abgewandt und betrachtet das Wandbild).

(Die Mumie tanzt nach dem Spiele der Uhr und steht mit dem letzten Tone wieder in ihrem Kasten. Der Antiquar schließt sorgfältig den Deckel.)

Antiquar: Nun, ich glaube, das Merkwürdigste hätte ich Ihnen gezeigt — sonst noch etwas ...? Oh, alles weniger bedeutend, aber echte Stücke, authentisch, — jedes garantiert und nachweisbar ...

zum Beispiel diese Rüstung — (er zeigt auf eine altchinesische goldene Rüstung, in deren Helmstück an Stelle des Gesichtes eine schwarze Maske steckt).

Novalis: Wessen ist das Bild?

Antiquar: — diese Rüstung ist das älteste Stück meiner Sammlung. Daran knüpfen sich bewegende Erinnerungen —

wenn meine kleine Tochter — sie weilt jetzt unter den seligen Geistern — unartig wurde —

Novalis: Ich sage, wessen ist dieses Wandbild!?

Antiquar: ... Sie meinen die lebensgroße Figur? —

Novalis: Wen stellt sie dar?

Antiquar: Wer das wüßte, wer das wüßte ... Man reist, man kauft auf gut Glück, die Dinge sind seit Jahrhunderten verschleppt — keine Unterschrift ...

— War nun das Kind widerspenstig, dann zog ich Rüstung und Maske an — Kinder sind drollig — hi-hi — es erkannte mich nicht — ich glaube, ich habe es zu Tode geschreckt —

Novalis: Was faseln Sie da! Verstecken Sie sich nicht weiter —!

Dufait: Mein Lieber, diese alte Geschichte ist viel interessanter, als so ein chinesisches Familienporträt — hören wir, bitte, erst zu Ende.

Antiquar: Ganz richtig — trefflicher junger Mann — ein klarer Verstand — Sie stehen auf dem Boden der Realität und verschmähen nicht einen romantischen Zug —

Novalis (faßt den Antiquar an die Brust): Ich will wissen, was dieses Bild bedeutet!!

Dufait: Du bist sinnlos. Laß den alten Mann fahren (er bringt sie auseinander).

Antiquar: Ah, sehr verbunden, sehr verbunden — Sie haben mir da einen Dienst geleistet — wacker, wacker! — Dafür will ich Ihnen ganz allein noch etwas Besonderes zeigen, ja, verehren ... gewiß verehren, verehren ... mein Verehrungswerter ... etwas nach Ihrem Sinn — folgen Sie mir hierher — (sie gehen zur Seite).

Novalis (an das Bild): Wer bist du? Ich liebe dich. Ich will zu dir — —!

(Er rennt gegen das Bild und durch dasselbe.)

(Man sieht noch die beiden anderen miteinander verhandeln — die Bühne wird darüber völlig finster.)

PANTOMIME

Wenn die Bühne wieder erhellt ist, gewahrt man den Jüngling — (vom Rücken gesehen, an der Stelle, wo er zuerst verschwand) — in einer durchaus fremdartigen Umgebung, als Zuschauer eines religiösen Tanzes von Jungfrauen um die Bildsäule eines unbekannten Gottes. Hyper-exotische Bäume, auf denen fabelhafte Vögel sitzen; im Hintergrunde die Aussicht auf Tempel phantastischer Bauart.

Ein uralter Priester singt vor — ohne Text — der Mädchenchor antwortet. Der Tanz endet, die Mädchen entfernen sich — schöne Figuren bildend — ein Vorhang wird geschlossen, der die Bühne nach vorn abteilt. Rechts und links zwei mächtige Kandelaber, in der Mitte steht ein Diwan. Das eine Mädchen — in dem man das Original des Wandbildes erkennt — ist zurückgeblieben, eine Blume in der Hand, mit der es den Jüngling zu sich winkt. Sie lassen sich auf den Diwan nieder, sehen einander liebevoll-verzückt an, küssen einander.

Mädchenchor (tritt, auf den Fußspitzen, auf, erst einzelne, neugierig, dann mehrere; schauen, kichern, sehen einander verständnisvoll an, beginnen):

Du loses Kind —
Nun bist du Braut —
Nun wirst du Weib —
Und bald
Und bald
Fruchtet dein Leib.
Sei froh, sei froh —
Ach um dein Leiden
Möchten wir neiden
Dich, die wir meiden.
Saaten und Blüten
Sollst du nun hüten,
Dein Sommer kommt.
Bevor wir scheiden
Laß uns dir dienen
Als Priesterinnen
Ehlichen Bundes.

Laß deine Flechten
Nach aufwärts richten,
Wie sich's geziemt.
Steig're die Würde
Reifender Anmut.
Heil deiner Bürde,
Heil deinem Kinde,
Segen dem Sterblichen,
Der dich gewann.
Eins ist der Augenblick
Ewig die Folge:
Koste das Glück.
Wollen nicht stören,
Trüben, noch klären,
Die wir verehren:
Ziehn uns zurück. (Sie gehen zögernd, flüsternd ab.)

Sie ordnen ihr die Haartracht nach Frauenart.

Die Bühne wird in tiefere Dämmerung gesenkt. Die beiden Liebenden liegen, undeutlich, in inniger Umarmung. Schwere Tritte, Gepolter, Kettengerassel werden hörbar. Der Jüngling, durch die Angst des Mädchens gewarnt, flüchtet hinter den Vorhang. Ein schwarzer Riese in goldener Rüstung, mit Ketten behangen und mit einem Hammer bewaffnet, tritt furchterregend auf. Er deutet drohend auf den Diwan, packt das Mädchen am Arm, fordert sie auf einzugestehen. Das Mädchen leugnet durch Gebärden, macht sich los, leugnet entschiedener. Der Schwarze späht umher, scheint unschlüssig; da entdeckt er die geänderte Haartracht des Mädchens. Er zeigt boshaft triumphierend auf diesen Beweis, schlägt das Mädchen in Ketten, versinkt mit ihr. — Die Bühne verfinstert sich noch mehr. Ein starkes Pochen wird vernehmbar, man sieht den Kopf des Jünglings vorsichtig durch die Spalte des Vorhanges spähen . . .

VERWANDLUNG

Der Antiquitäten-Laden

(Das Wandbild zeigt die veränderte Haartracht.)

Antiquar . . . (fortfahrend): Stecken Sie das kleine Ding zu sich, es mag Ihnen vielleicht von Nutzen sein . . . auch Gegenstände haben ihre Seele . . . hi-hi . . . zumal wenn sie in Sym-

pathie stehen mit dem, der Sie behandelt. — Danken sie nicht ... Sie verbinden mich, wenn Sie die Kleinigkeit annehmen ... Sie haben mir einen Dienst geleistet ... wacker, wacker ...

Dufait: Sie sind ein besonderer Mann — trotz Ihren Seltsamkeiten ... es wird mir schwer, Ihnen zu widersprechen ...

Antiquar: — wozu, wozu? ein alter Kerl, der Zeit hatte, viel zu sehen — Diese Anhäufung von Erfahrungen mag befremdend wirken — — gar erschreckend — — ich kann's verstehen ... Ihr Freund —

Dufait: Ja, wo ist er geblieben? (Lachend) Können Sie auch Leute verschwinden machen? (Besorgter) Aber in der Tat ...

Antiquar: Oh, sorgen Sie sich nicht. Er hat sich in den Nebengemächern verzögert ... ja, der Laden hat auch Nebenräume — dahinter stehen noch manche Sehenswürdigkeiten — jedenfalls ist er nicht weit — warten Sie — (Er klopft an eine Seitenwand, sofort sieht man den Kopf des Jünglings durch den Vorhang einer Tür spähen, genau in der Stellung, in der man ihn zuletzt sah) — Ah, da sind Sie ja — ich wartete — ich wußte — nun, Sie haben die Zeit anregend verbracht?

Novalis (tritt vor): Was wissen Sie um das Bild? Jetzt sprechen Sie!

Antiquar: Aber, aber ... Sie sind erregt — Sie wurden schon einmal heftig —

Novalis: Sprechen Sie!

Antiquar: Was soll ich sagen? Ich glaube, Sie wissen um das Bild mehr, als ich weiß ... hi, hi, mehr, als ich weiß — Sie sind ein Kenner, .. hi-hi ... Wozu die Fragen?

Dufait: — Ich verstehe dich nicht. Was findest du so Außerordentliches an dem Bilde? (er schaut auf das Bild) — ah, der artige Kniff! Sieh, wenn man den Standpunkt wechselt, da wechselt die Haartracht —

Novalis: Ah —!

Dufait (er geht auf und nieder): — merkwürdig, daß ich den ersten Gesichtspunkt nicht wieder finden kann ...

Novalis (zum Antiquar): Wie erklären Sie das?

Antiquar (achselzuckend): *Gesichter haben ihren Ursprung in denen, die sie schauen.* Ich erlaubte mir eine ähnliche Anspielung, als Sie zuerst eintraten. Was könnt ich erklären?

Novalis: Komm — mir schwindelt — ich muß an die Luft — (Sie gehen fort.)

Der Antiquar verschließt die Läden.

Die Uhr schlägt 9.

Henry van de Velde:

LA PRÉSENCE DU CŒUR

L'heure de la Paix sonnera pour tous.

Les Hommes cesseront-ils de se haïr en même temps que de se combattre?

Montreront-ils la même docilité à suivre l'ordre de se réconcilier qu'ils ont suivi docilement celui de se ruer les uns sur les autres?

Je ne m'étonnerais nullement de ce résultat.

L'école de l'obéissance passive a fêté des triomphes durant ces trois dernières années.

— „Rue-toi sur ceux que nous t'avons désignés comme ennemis!" — „Jette-toi dans les bras de ceux que tu as combattus!" Ces deux commandements ne diffèrent pas plus entre eux qu'un ordre d'un contre-ordre. Ni l'un ni l'autre n'accorde de place à la réflexion.

Il faut bien admettre que cela n'a pas grande importance puisque la foule se soumet si aveuglément; ou bien, serait-ce la foule, elle-même, qui manque d'importance, *précisément parce qu'elle est si docile et si aveugle?*

L'expérience est faite de la fragilité et de l'inconsistance des convictions „internationales et pacifiques" et des liens de la „grande famille des peuples"!

Pourtant, on vous rendra, foule, après la guerre, ces jouets! Les enfants s'amusent divinement avec des jouets bien plus détériorés et on vous priera de reprendre au plus vite vos jeux et vos jouets cassés. — „Réconciliez-vous"; — ça fait le jeu de ceux qui vous gouvernent autant que ça faisait leur jeu, précédemment, de vous voir vous entre-égorger!

Dès que la Paix fait le profit des gouvernements et des marchands, leur profit devient, notoirement, le vôtre!

A cet instant on vous permettra de rentrer chez vous, de retrouver enfin le foyer et les vôtres; on vous commandera de vous réconcilier avec ceux dont vous fûtes les „farouches ennemis"!

Quant à nous, qui n'avons jamais haï, vous nous permettrez bien d'en rire de ce genre de réconciliation. Elle ne ressemblera que trop à ces réconciliations de famille, préparées par la „bonne parente". Les deux partis brouillés se rencontreront „comme par hasard" et selon une convention discrète et préliminaire, on se tendra les mains et „on n'en parlera plus"! — Surtout on se gardera bien d'agiter la question de la faute. Il est entendu que „chacun en a sa part" et on peut d'autant mieux s'accommoder de cette convention conciliante — „qu'on n'en parlera plus"!

Et qu'est-ce qui existe, si l'on n'en parle pas? Pas même la faute, pas même le crime!

Il faut ça — sans quoi — comment renouer? Et comment rétablirait-on l'ordre dans le monde, si l'on ne commençait pas à rétablir, à renouer des relations d'affaires?

Les premiers émissaires sont prêts à partir vers les différents pays. Ils interrogent d'un œil défiant les frontières, au delà desquelles ils attendent de s'aventurer. Et, sans aucun doute, ils la concluront, l'affaire, et les premières mains tendues échangeront de l'or. — „Avec quelque répugnance", déclareront-ils. Et ils se vanteront au retour d'avoir fait œuvre de pionnier et d'avoir „jeté les premiers ponts"!

Mais qu'on n'aille pas les soupçonner „de s'être avancés trop!". Ils s'en sont strictement tenus aux conventions de la „bonne parente". On n'a parlé de rien...; de rien que d'affaires!

Et les affaires nécessitent des sacrifices et des rapports qui en coûtent à la susceptilité de ceux qui les pratiquent. Ainsi, n'est-il pas notoire que les meilleurs affaires „se font à table"!

Au reste, ceux avec lesquels ils consentirent à cette „extrémité", étaient de „braves gens"; n'ayant participé en rien — par exception — aux horreurs commises.

On ne peut, raisonnablement, pas se refuser à admettre qu'il y a de braves gens partout et dans tous les pays; et c'est une grande consolation pour ces braves-gens-de-partout de penser qu'ils se retrouveront un jour à la même table — pour le triomphe et par le triomphe de la vertu; pour et par le triomphe des affaires!

Pourtant ceux-là seront parmi les plus acharnés contre ceux qui se sont réconciliés *avant* l'heure, sans arrière-pensée, sans excuse; simplement parce que la Paix s'était faite dans leur cœur et qu'ils se consumaient „dans cette attente d'aimer ses ennemis" en laquelle Tolstoï pressentait une „douceur merveilleuse" — et „le sentiment d'une joie pure se manifestant en proportion inverse de l'attrait que nous inspire l'objet aimé"!

La sincérité et l'indépendance de ces „idéalistes" étourdis pourrait donner à penser que leur propre réconciliation pût être véritable!

Or, leur sincérité n'est qu'affectée! Ils veulent bien, pour des raisons „d'ordre supérieur" traiter, passer et repasser les ponts d'or; se réconcilier, en apparence, mais il ne faudrait pas, quoiqu'ils y aillent de tout leur cœur, qu'ils se soupçonnassent entre eux d'associer à leurs manigances, leur cœur!

Il ne faut pas réveiller les morts. Le cœur, c'est l'hôte indésirable, que la société a banni aussi jalousement de la religion que de la morale, du travail et de la politique; de tout enfin ce qui constitue les rapports entre les individus et les nations.

Le cœur est à la religion, à la morale, à la politique et aux rapports entre les nations ce que l'outil est aux produits sortis de la main de l'homme.

Celui-ci éveille, dans la matière inerte, une vie puisant en nous tout ce qu'elle exprime. Ses traces dévoilent nos émotions

et confirment l'intimité des rapports de sensibilité établis entre eux et nous.

Mais quelles institutions religieuses, politiques ou sociales révèlent encore la moindre trace de cet outil sublime qu'est le cœur?

Notre époque n'a-t-elle pas consacré le triomphe de la machine sur l'humble et lent outil? N'a-t-elle pas reconnu qu'il y a excès et imprudence bien inutiles et bien dangereuses à épuiser nos émotions, notre vie, à donner notre sang pour vivifier des institutions qui pour leur fonctionnement n'exigent pas de nous pareils sacrifices et se satisfont „à meilleur compte"?

N'y a-t-il pas longtemps que se disent, dans les Eglises, les messes et les offices; que se prononcent dans les Parlements, les discours; que se donnent dans les Ecoles, les leçons et les cours; que se font, dans les Bourses, les affaires; que s'échangent entre amis les visites, les confidences et les hommages, qu'ils se rendent entre eux des services — *à la machine?*

En plus, les différentes formes de gouvernement et toutes leurs institutions se sont dépouillées des organes de la sensibilité et de la faculté d'émotion.

Le principe des rapports entre humains fut faussé au fur et à mesure que la présence du cœur et tout ce qui pouvait émaner de lui et se prolonger dans les institutions a cédé la place à un mécanisme fonctionnant sans l'intervention de la grâce et des sentiments bienveillants du cœur!

Dans des conditions normales, c. à. d. en dehors de la déformation du cerveau et de l'aveulissement du caractère provoqués par la discipline et l'obéissance passive, une communauté d'individus sensibles ne supporterait pas d'être régie par des institutions dépourvues de sensibilité et d'émotion. Chaque individu doit pouvoir, à tout instant, à chacun de ses actes, faire appel au „cœur" et aucun lien ne sera réel entre l'individu et la nation s'il ne suppose la résonnance des sentiments de chacun dans le cœur du „Père"!

Les rois, à ce qu'ils disent, héritent le pouvoir par la grâce de Dieu. Ils devraient, dans ce cas, avoir hérité de sa bonté. Mais leur cœur est pareil à leur „maison", où à chaque fenêtre et à chaque porte se tient un chambellan, borné et obséquieux, ou un policier borné et brutal! Nous approchons de Dieu plus aisément que des rois.

Les communautés religieuses sont les derniers exemples d'une organisation tenant compte de la résonnance des sentiments de chacun dans le cœur du „Père"! Les autres formes gouvernementales ne procèdent pas autrement que les machines.

Les peuples et les nations sont aussi veules et aussi laids que les produits des machines, dont l'industrie victorieuse inonde le monde; que ces objets à la conception, à la fabrication, à la vente même desquels aucune émotion, aucun facteur de sensibilité n'ont participé!

Nous devons absolument reconquérir le *gouvernement paternel,* autant que nous devons ressusciter les objets et les produits sensibilisés. Nous devons reconnaître „les Pères", afin qu'ils nous gouvernent. Est-ce à dire une assemblée de vénérables? Que non. Ils s'agit de tous ceux qui sont doués — quelque soit leur âge et leur profession — des vertus admirables et éternelles de ceux qui sont capables de se dévouer, d'aider et de comprendre; d'étendre à tous les bienfaits de la bonté et de l'indulgence, l'amour et le sacrifice que le „Père" digne de ce nom, accorde à ses enfants!

Les occasions n'ont vraiment pas manqué au cours de la guerre mondiale, ni au front, ni à l'arrière, de désigner ceux qui, dans les circonstances les plus difficiles, n'ont pas trahi leur cœur.

En pleine tuerie, sa présence s'est manifestée autant que dans l'horreur et le remords de l'ouvrage accompli, autant que dans la haine et le mépris de ceux qui l'ont commandé et provoqué!

Désormais, ce sont ces „élus" qui agiront et parleront „au nom du peuple". Même à l'heure où ils parleraient en le leur

propre, ils parleront au nom du peuple, parce que leur cœur est le miroir en lequel le cœur de tout un peuple projette ce qui l'émeut, le trouble, le réjouit ou le pousse à l'action.

Par la souveraineté du peuple, j'entends la souveraineté du cœur. Sa présence exclut d'avance toute action menaçante, méchante et hostile.

Si un individu se rue sur un autre pour le dépouiller de sa terre ou de ses biens, c'est qu'il a été abandonné par son cœur, et il devient un monstre. Un individu, séparément, peut ainsi devenir un monstre. Mais il n'est pas d'exemple d'une nation dont tous les membres deviendraient — à la fois — des monstres, ni d'une nation qui se serait ruée sur une autre pour lui ravir sa terre et son bien — *sans qu'elle y eût été poussée par ceux qui la gouvernent.*

Ainsi, si l'on a pu voir, au cours de l'histoire du monde, des peuples poussés à la conquête de terres et de biens, dont il ne leur resterait rien entre les mains, on n'a jamais vu un peuple pousser ses rois, son gouvernement, ses généraux à des conquêtes que ceux-ci n'auraient pas entrevues, ni tentées après les avoir entrevues et convoitées.

Au moins, s'il se présentait une exception à cet axiome, verrions-nous le peuple perpétrer l'abomination avec conscience et le crime commis, dès lors, volontairement, l'avilirait-il moins que celui qu'il est entraîné à commettre sans la participation de sa conscience et de sa volonté!

Un monde régi selon les besoins et les inspirations du cœur supprimerait bientôt les frontières.

La bonté, la compréhension et l'indulgence rayonneront d'une nation vers l'autre. Ce rayonnement agira comme la volupté et l'ardeur qui s'emparent de deux êtres. Ils se dépouillent de leurs vêtements parce qu'ils veulent se rapprocher et se faire mutuellement le don de leur corps.

Les nations qui font tomber les barrières de leurs frontières se dépouillent comme des corps et dès lors s'accomplira

l'échange de ce qui peut les féconder réciproquement, assurer l'avenir du monde et prolonger dans l'infini des temps ce que ressent et ce dont déborde le cœur de tous ceux qui recherchent dans ce rapprochement et dans cette communion une fatalité non moins irrésistible que celle de la volupté charnelle et des délices non moins énivrants que ceux qu'elle procure.

Quand l'heure de la Paix aura sonné pour tous, ni les marchands, ni les politiciens, ni les bonnes-gens-de-partout ne se réconcilieront *véritablement*.

Pour affronter le scepticisme, la raillerie, l'emportement, la suspicion et la calomnie de ceux qui sont des gardiens aussi jaloux de leur haine que l'avare l'est de son bien, il faudra, en toute occasion, un courage qui ne sera pas moindre que celui de ceux qui ont supporté toutes les souffrances, toutes les privations, surmonté toutes les horreurs du carnage, de ceux qui ont subi l'interminable et cruelle violence de l'occupation.

Ce courage simple, froid, obstiné et constant sera pareil à celui du prêtre qui, pour vaincre et avoir raison, s'appuie uniquement sur sa foi et la seule présence de son cœur!

Lac de Thoune; Sept. 1917.

Mynona:

NEUES KINDERSPIELZEUG

„Aber nun laßt mir diese Kinderstube, meine eigne Höhle, wo heute alle Kinderei zu Hause ist."

(Also sprach Zarathustra.)

Das ganze, das ganze Leben sollen unsre lieben Kleinen kennen lernen! Man wende nicht ein, daß sie ja noch für so Vieles keinen Sinn hätten. Fürchtet ihr euch denn, ihren nur schlummernden Sinn für Alles — für Alles — zu wecken? Oh pfui! Wollt ihr Feiglinge heranzüchten?

Ganz falsch und verhängnisvoll schädlich ist es, die Kinderlein für unvollständig zu halten. Sie sind so vollständig wie wir Erwachsene; sie sind nur in jeder Hinsicht enger, kleiner, feiner, schwächer; aber nichts Menschliches ist ihnen fremd und sei ihnen fremd!

Beachtet es wohl! Das Erziehungsprinzip, wonach man die Kinder möglichst lange vom echten, vollen, runden Leben abhält, ist absurd. Nicht durch Fernhaltung erziehe man, sondern mitten im Elemente des so ängstlich Gescheuten sollen die Kinder schon spielerisch schwimmen und fliegen und so das Furchtbare, Ekelhafte, Böse oder Gemeine und Kranke überwinden und beherrschen lernen.

Oh! Gerade in dieser so kostbaren Periode der Unschuld und Arglosigkeit werden sich alle jene Dinge, welche später schon gefährlich, verführerisch und gleichsam schuldig verstanden werden, mit der reinsten Kindlichkeit so innig durchtränken, daß schließlich, wenn, Generationen lang, die Kindlein auf Alles — aber auch auf Alles in der Welt — vorbereitet werden, das ganze Leben von Unschuld duften wird. Sei es

mir doch gestattet, in diesem Sinne einige Vorschläge zu machen: sie betreffen das Kinderspielzeug.

Das Kinderspielzeug wird bisher von .... Feiglingen erdacht. Gewiß gibt es z. B. auch hier Soldaten, Festungen, Kanonen, Schlachten, Wehr und Waffen, so daß es knallt, dampft, zischt und prasselt, heftige Kämpfe geliefert werden. Aber es fließt z. B. kein Blut, die Sache bleibt trocken. Man führe Blut ein (natürlich künstliches!), und sofort macht es auch den Kindchen mehr Spaß. Das ist kolossal leicht: man verfertige hohle Soldaten mit siebartigen Öffnungen. Purzeln sie um, so verspritzen sie rotgefärbtes Wasser. Um granatenartige Wirkungen zu erzielen, nehme man magneteiserne Soldatchen, deren Glieder sich, auf einen Anprall hin, loslösen; man repariert sie rasch. Verunglückende Flieger, Soldaten zum Explodieren und restlosen Verschwinden macht man aus Glas, nach Art der Bologneser Fläschchen. Das Massengrab darf in keinem Soldatenkästchen fehlen, so wenig wie ein gutes Musterungslokal, ein Lazarett mit gut imitierten Verwundeten, an denen die kleinen Ärzte Operationen, Amputationen u. dgl. vornehmen können. Ich ließ für meine Kleinen von ehrsamer Handwerkerhand einen Lazarettzug mit Leichnamen, Verwundeten, Ärzten, Schwestern, mitreisenden Witwen, Waisen und andern schwarzgekleideten Trauerpüppchen anfertigen und erregte damit Jubel über Jubel.

Auf diese Weise wird die spätere echte Trauer durch diese kindlichen frohen Eindrücke verklärt und gelindert. Und wie tiefsinnig! Zum Beispiel vor Gott ist unser Leidwesen klein, und wir Alten schließlich auch nur lauter Kinderchen. Füsilierung ist ein sehr hübsches Spiel; desgleichen sollte auch eine Menge Zivilbevölkerung in militärischem Spielzeug enthalten sein, mit lütten Barrikaden, ansonst man nicht „Revolution" spielen könnte. So leicht wird dann keine Mama mehr plötzlich von der Sorge befallen werden: was schenke ich meinem Helmut zu Weihnachten?

Überhaupt! Kinderspielzeug kann gar nicht realistisch genug ersonnen sein. Was macht sich mein Junge aus einer

Kuh, die nicht gemolken werden kann? Ein Gummiballon-Euter und die Sache klappt und macht enormen Spaß.

Und immer noch fragt Tante Paula und ringt sich härmend die Hände: soll ich die Kleinen aufklären? Aber Tante! Du sollst es. Du sollst dir zu diesem Zwecke eine Wöchnerin-Puppe besorgen. Gerade weil die Kinder diese Eindrücke so unschuldig hinnehmen, sollen sie daran gewöhnt und dadurch gegen deren spätere Verfänglichkeit geschützt werden: Kinderspielzeug ist prophylaktisch. Es ist schade, daß mir hier eine verlogne Dezenz den Mund zuhält. Schamhaftigkeit ist gewiß sehr schön, aber ihre Verbindung mit der Feigheit, statt mit dem Mute, ist häßlich, ist Prüderie. Es gibt eine schamhafte und eine schamlose Entblößung des Leibes. Denn die wahre Scham bezieht sich ja gar nicht auf die Dinge, sondern auf die Gebärde, mit welcher sie diese Dinge zeigt: sie selber ist so sehr Schleier über allem Schlimmen, daß sie objektiv keine Schleier mehr braucht, sondern gerade sie sich ihrer Nacktheit nicht mehr schämt.

Welche begeisternde Idee! Eine entzückende kleine Morgue mit allem Drum und Drin; eine Anatomie; ein Mutterheim mit Hebammen (von Vater keine Spur). Wundervoll gelingende kleine Bombenattentate mit entzwei gehenden, leicht heilbaren Prinzen. Warenhäuser mit automatisch funktionierenden Brandstiftungen, Einbrüchen, Diebstählen. Auf vielerlei Weisen ermordbare Opfer- und die zu ihnen gehörigen Mörderpuppen mit allen einschlägigen Instrumenten.

Denken Sie an entzückende kleine Leichenwagen und Särgchen, an Puppenfriedhöfe und Krematorien mit drolligen Gräberchen und Urnen, Leichensteinchen mit abwechselbaren Inschriften, Pastören und anderen Puppen.

Warum sollte das Kind nicht sein kleines Museum haben? Es lernt den Wert von Bildern, Plastiken etc. vorahnen — es kann gar nicht genug vorahnen!! Es soll nicht unwissend gehalten werden, erlebe Alles.

Warum versagt man ihm seinen zierlichen Reichstag? Weswegen fehlt ihm eine federleicht einbalsamierbare Monarchen-

leiche? Meine Kinder lachten neulich Tränen über eine der niedlichsten Sozialistenversammlungen bei Streik und weinenden Müttern, auf welche jenes Kreisel losgelassen wurde. Ich nahm wahr, von welcher sieghaften Höhe hinab alles Menschliche zu erblicken und zu betreiben, sie sich einübten. Glauben Sie denn, diese Vogelperspektive schwäche alsdann die Tatkraft? Unsinn! Lähmt sie denn die Energie der Adler und anderer Immelmänner?

Sogar Seuchen und Hungersnöte sind für Kinderchen darstellbar. Dick und mager werden könnende Hunger-Gummi-Puppen sind streng ergötzlich! Geschwür-Puppen furchtbar komisch. Guillotine und Galgen möchten wenigstens meine Kleinen nicht mehr missen. Ein Asyl für Obdachlose — das Appetitlichste, das man sich denken kann. Ob man (vermittels Stinkbomben) die kleinen Rotunden und über- wie unterirdischen Bedürfnisanstalten auch für die lieben Näschen überzeugend machen solle, wage ich nicht zu entscheiden. Dagegen bin ich bestimmt für Paradies mit Sündenfall; für kleine Kirchen (allen jüdischen Kindern Synagogchen), resp. Moscheen u. a.

Eisenbahnspielzeug ohne die Möglichkeit, Katastrophen darzustellen, macht nur das halbe Vergnügen. Sollen aus Kindern einmal ganze Kerle werden, so darf man ihnen nichts Menschliches verbergen. Ihre Unschuld sorgt schon unwillkürlich für alle nötigen Schranken, und später, wenn diese Schranken sich allmählich erweitern, trifft das Neue auf vorbereitete Gemüter. Daß die Kleinchen über Alles lachen, auch über die Kehrseiten des Lebens, das ist geradezu die herrliche Ausdehnung der strahlenden Heiterkeit auch über alles sonst so schnöde von ihr Verlaßne und nur dadurch so Triste. Das ist der Humor, welchem künftige Geschlechter, so erzogen, nichts mehr vorenthalten werden!

Ich versage mir nicht, an etwas Weihevolles zu rühren: Kein Kinderzimmer mehr ohne nagelbare Denkmäler!

Oscar Levy:

JAKOB BURCKHARDT ALS GESCHICHTSPHILOSOPH

Dieser Krieg bringt die großen „Unzeitgemäßen" des neunzehnten Jahrhunderts wieder zu Ehren. Wenn es zu dem Wahnsinn dieses Völkermordens hat kommen können — also fragt sich der durch die Zeitereignisse beunruhigte Beobachter — so hatten doch vielleicht jene abseits stehenden Skeptiker recht, die einstmals den Fortschritt leugneten, die das Ziel unserer Kulturarbeit vergebens suchten, die all den dünkelhaft-optimistischen Schätzungen ihrer Freunde und Kollegen mit Achselzucken gegenübergestanden haben?

Einer jener Großen, die ihrer Mitwelt nicht nur mit Achselzucken, sondern mit tiefgehenden Zweifeln, ja, mit bis zur Verzweiflung gehendem Zweifel gegenüberstanden, ist Jakob Burckhardt gewesen, über den der Baseler Professor Karl Joel soeben ein vorzügliches Buch: „Jakob Burckhardt als Geschichtsphilosoph" (Basel, Verlag von Helbing & Lichtenhahn 1918) erscheinen läßt. Zwar hätte schon der Titel, wie der Verfasser richtig herausgefühlt hat, Burckhardts Einspruch veranlaßt, denn gerade Burckhardt selber war es, der sich immer wieder vor der Philosophie bekreuzigte, und der besonders die Philosophie der Geschichte einst mit Entrüstung von sich gewiesen hat. Er wirft ihr vor, „das Vergangene als Gegensatz und Vorstufe zu uns als Entwickelten zu betrachten", er rügt an ihr, daß sie „einen Plan in der Weltentwicklung suche", er dreht ihr den Rücken, weil sie „der unbewiesenen Lehre von der Perfektibilität des Menschen huldige und von andern irrigen Prämissen ausginge". Alle diese optimistischen Träumereien eines Hegel — denn dieser ist der Vater des idealistisch-hoffnungsvollen Entwicklungsgeplappers — konnte einen tiefer schauenden, realistisch empfindenden, prophetisch veranlagten Kopf wie Burckhardt nicht befriedigen, darum wandte er sich einst mit ironischem Lächeln von der Philosophie ab. Aber nur, wie Professor Joel richtig bemerkt, von der herrschenden Philosophie seiner Zeit und seiner Kreise, nicht etwa von der Philosophie überhaupt, denn Burckhardt gibt uns, an Stelle der abgelehnten Sophistereien des gekrönten Berliner Modephilosophen, seine eigenen, weit tiefer schürfenden, weit mißtrauischer kritisierenden, weit mächtiger aufbauenden Ideen und Ideale.

Burckhardt war ein Humanist, d. h. ein Verehrer der starken, abgeschlossenen und intelligenten Persönlichkeit, jener Persönlichkeit, die der gedrückten neurasthenischen Welt des neunzehnten Jahrhunderts gänzlich abhanden ge-

kommen war, die aber in der Geschichte, allerdings nur in deren Glanzepochen, einstmals eine maßgebende Rolle gespielt hat. Als Humanist preist Burckhardt die gewaltige Fülle von Sondermenschen in Griechenland, die vielgestaltige Philosophie, die mannigfachen Städtekulturen, das in allen Farben schimmernde Leben Athens. Und neben Hellas ist es vornehmlich die italienische Renaissance, die, sich an die Antike anlehnend, wiederum den Menschen entdeckt, ihn aus der mittelalterlichen Erstarrung erlöst und zu einem eigenen charaktervollen, leidenschaftlichen, wissenden und wollenden Wesen macht. Betrübt sah Burckhardt von dem Lichte dieser Glanzperiode heraus in die dunkle Winternacht seiner eigenen fortschrittsumnebelten und doch innerlich so halt- und ziellosen Zeit, die gerade das böse Gewissen ihrer Ziellosigkeit durch sinnloses Arbeiten, durch hastigen Gelderwerb, durch wüste Streberei und Hochzeitsjagd zu betäuben suchte. Und neben dieser Verherrlichung der „Arbeit an sich", die besonders in Deutschland so eifrig betrieben wurde, erschrak der Baseler Professor auf der andern Seite nicht minder vor dem Müde-sich-gehenlassen, vor dem Feige-geschehen-lassen, vor dem Ergeben-sich-treibenlassen und über die daraus folgende Liebe zum Staat und zur Staatsbevormundung, die er selbst bei sogenannten Revolutionären entdeckte — er erschauerte, um es kurz zu sagen, vor der ganzen Abdikation der modernen Persönlichkeit. Und Persönlichkeit war ihm alles. Nicht daß Burckhardt à la Stirner jedem Hinz oder Kunz die vollen Menschenrechte hätte gewähren wollen, um sich, wie die Phrase lautet, „in Freiheit auszuleben", aber er wünschte und verlangte diese Freiheit für einzelne, gut geborene, gut geratene, kunstbegabte Ausnahmemenschen, und er sah gerade diese wenigen vornehmen Naturen unterdrückt durch die Masse, vor der schließlich alles kapituliert hatte, bis herauf zu den maßgebendsten Obrigkeiten, bis zum König und Papst, bis zum Präsidenten und Premierminister. Kirche wie Staat, Schule wie Universität, schienen ihm darum nur Verbündete in diesem Kultur- oder vielmehr Antikulturkampfe, in dem aus vierfachem Banausenmunde der entsetzliche Schlachtruf erscholl: „Ecrasez l'infâme", „tötet die imfame Persönlichkeit, tötet die Aristokratie des Geistes!"

Als Geschichtsphilosophen ist Jakob Burckhardt der Vater jenes Antikultur-Fanatismus nicht entgangen, jener berühmte Denker, der einstmals in klassischer Vorzeit das große Individuum und sein unabhängiges Denken am erfolgreichsten bekämpft hat. Merkwürdig: dieser Vater der Erstarrung, des Allerwelts-Despotismus, des Moral-Kannibalismus war der einzige Philosoph, den einst das Christentum unter den Heiden anerkannte, denn er war der Einzige, in dem die fanatische Religion par excellence ihresgleichen oder wenigstens etwas Verwandtes empfunden hatte — es war der „göttliche" Plato! Dieser ist, wie leicht zu begreifen, die „bête noire" unseres freiheitlich-denkenden, unfanatisch-empfindenden, natürlich-be-

wertenden Dichter-Philosophen. In Plato entdeckt er, wie Professor Joel auf Seite 16 richtig ausführt, einen „tyrannischen", „despotischen", „herrschbegierigen", „gewalttätigen" Geist, einen „Fanatiker des Tugendgeredes", der einen Optimismus „aufzwingt", eine Kaste „konstruiert", ein „Jenseits arrangiert", „eine Religion verfertigt", der mit seiner „Kunstpolizei die Kunst zur Ärmlichkeit verdammt", der die ganze griechische Kultur „hieratisch stillstellt" und der ganzen Einwohnerschaft, deren Erwerbsleben er verachtet, einen „permanenten Allerweltsaufpasser" aufoktroyiert. Nicht genug kann Burckhardt staunen über die „enorme Verblendung" dieses griechischen Philosophen, der nicht sieht, daß seine Utopien unmöglich sind, weil sie dem Wesen des Menschen und noch mehr dem des Griechen widersprechen, indem sie alles niederdrücken, was auf individueller Entwicklung beruht. Und er lächelt, wie er nur lächeln kann, über die sizilischen Mißerfolge der zudringlichen platonischen Politik und Platos falsche Prophezeiungen, und er findet sogar seine Ethik bisweilen mangelhaft und seinen Dialog eine Geduldprobe, und er verteidigt und würdigt demgegenüber ethische Relativisten und Realisten, wie die Sophisten und Theophrast, ja auch den vielseitigen und ästhetischen Aristoteles, der ihm auch unsympathisch, aber wenigstens kein gewaltsamer Utopist und kein blinder Träumer ist.

Gewiß, auch der Mensch von Athen und Florenz war für Burckhardt nicht ohne Flecken, besonders waren sie nicht ethisch einwandfrei, sie waren zu sehr „jenseits von Gut und Böse". Burckhardt war ja Realist und Psychologe: er weiß und sieht sehr wohl, daß diese ganze hohe Kultur von Hellas und Renaissance geradezu auf Kosten der Moral erkauft ist. Auch Burckhardt war ja Pessimist, und er sieht ebenso gut wie Schopenhauer (den er gelesen hatte), daß das Böse der Grundtrieb der Welt und der Menschennatur ist. Während aber Schopenhauer diesen bösen blinden Willen im Menschen absolut und rücksichtslos verdammt, erkennt Jakob Burckhardt, daß dieser böse Willen nicht blind zu sein braucht, daß er, sehend geworden, sogar die Basis alles Starken, Großen und Schönen in der Welt werden kann. Mit dieser Erkenntnis rückt Burckhardt von Schopenhauer ab und nähert sich dem Spinoza und Goethe; durch diese Einsicht wird, wie Professor Joel hübsch bemerkt, „doch der Duft der Rosen in seinen Büschen stärker, als der Stich der Dornen". Mit andern Worten und weniger poetisch ausgedrückt: der Heide siegt in Burckhardt über den Christen, während in Schopenhauer der Christ (oder jener andere Dekadent, der Buddhist) über den Heiden triumphiert hatte. Durch diese Umschaltung tritt Burckhardt auch an Nietzsche heran, mit dem er einst in Basel bekannt und befreundet wurde, und der ihm auch regelmäßig, selbst nach dem Weggange von der Universität, seine Bücher zugehen ließ. Es ist ein großes Verdienst des Joelschen Buches, daß es die Stellung Burckhardts zwischen Schopenhauer und Nietzsche ein für alle Male und, wie wir glauben, richtig

festlegt: „So macht Burckhardt den Übergang zwischen Schopenhauer und Nietzsche. Den Willen zum Leben, den Schopenhauer beklagt, wendet Burckhardt in den Willen zur Macht, und den Willen zur Macht, den Burckhardt beklagt, bejaht Nietzsche. Mit Schopenhauer noch geht er in der Wertung, mit Nietzsche schon im Gegenstand, und so wittert er schon 1882 ahnungsvoll und bedenklich in Nietzsche den Umwerter, bei dem viel Wünschbares „auf den Kopf zu stehen" komme". (S. 120.)

So ist es: den früheren Nietzsche, den Nietzsche bis zum „Menschlich-allzumenschlichen" hat Burckhardt zweifelsohne hochgeschätzt und durch seinen ehrlichen Beifall ermuntert, dem späteren, dem von „Zarathustra" ab, hat er nicht mehr ganz folgen können und ihn sicherlich zeitweise nur mit Zagen betrachtet. Der Briefwechsel zwischen beiden gibt uns Kunde hiervon: des alten Burckhardts Beifall klingt bei den letzten Büchern nicht mehr so unumwunden wie bei den früheren. Ob er aber wirklich Angst empfand vor dem Schüler, den er einst von der „Herrlichkeit des Reiches" bekehrt hatte (man sieht übrigens heute, wie richtig das war!), den er einst vom Norden und seinem Fanatismus und seinen Gewissenskrämpfen auf den Süden und seine Naivetät und seine Unschuld selbst in der Sünde hingewiesen hatte? Ob er Nietzsche mit derselben Entrüstung einst ablehnte, wie Kant ehemals den Fichte? (Diese Parallele Kant-Fichte und Burckhardt-Nietzsche ist übrigens eine der geistreichsten in diesem sehr gelungenen Buche!) Wir bezweifeln es. Wir glauben, daß Burckhardt es ehrlich meinte, als er Nietzsche schrieb, sein alter Kopf könnte nicht mehr recht mit, es schwindele ihm vor dem kühnen Bergsteiger u. ähnl. Professor Joel aber scheint es zu bejahen, er will überhaupt das Band Burckhardt-Nietzsche nicht zu fest geknüpft sehen, denn er sucht seinen Helden möglichst vor dem Vorwurfe zu schützen, er sei „der Verführer" Nietzsches gewesen. Dieser Vorwurf aber könnte sich eines Tages als Lob entpuppen. Jedenfalls ist es heute noch kein Lob, wenigstens nicht in Deutschland, und sicherlich nicht für den Verfasser unseres Buches: dieser steht selber in seinen Sympathien mehr zu Burckhardt als wie zu Nietzsche, er hält Burckhardt für den Gesunden, Nietzsche für den Romantiker. Burckhardt ist für ihn Maß, Form, Harmonie, Objektivität, Klassizismus; Nietzsche hingegen erinnert ihn an das Barock, das auf den Klassizismus folgt, das die gesunde Renaissance in Schnörkel und Flammenzungen auflöst, sie gewissermaßen sprengt, verpufft und verwildert. Prof. Joel spricht an einer Stelle sogar von einem Euphorionsturze Nietzsches, womit wohl der Wahnsinn gemeint ist, in den der tragische Denker so frühzeitig verfiel. Es scheint aber schon heute ausgemacht, daß der Euphorionsturz dem Nachruhm Nietzsches nicht schaden wird, daß er vielmehr von der Sorte war, den der Dichter besingt: „Was im Lied soll ewig leben, muß im Leben untergehn . . ." Der Siegeslauf der Nietzscheschen Philosophie auf unserem Erdball, ein Siegeslauf, der schon vor dem Weltkrieg begann und durch

denselben nur beschleunigt wurde, ist ja auf deutschen Universitäten so gut wie unbekannt geblieben: der Schreiber dieses aber, der ihm hat folgen können, der mit der heute am Tweed, Hudson und Ganges erscheinenden Nietzsche-Literatur vertraut ist, und der weiß, daß der Japaner wie der Chilene heute Nietzsche in ihrer eigenen Sprache lesen, wird dieser Schätzung Prof. Joels nicht ohne weiteres beipflichten können.

Nein, Nietzsche war nicht Barock: er ist Hochrenaissance, er ist die Erfüllung des Quattrocentisten Jakob Burckhardt. Dieser wird als Vorstufe zu Nietzsche zweifelsohne seine Stellung bewahren, und von Kennern der Philosophie, Kunst- und Kulturgeschichte immer geschätzt werden: von einem ernstlichen Vergleiche mit dem Philosophen des Willens zur Macht, mit dem Zertrümmerer der alten Tafeln, mit dem Wiederschöpfer der aristokratischen Bewertung der Menschen und Dinge wird nie und nimmer mehr die Rede sein können. Schon der zaudernde, vorsichtige, „objektive", vom Professorenjargon nicht freie Stil Jakob Burckhardts spricht dagegen, daß er sich jemals mit einem Künstler wie Friedrich Nietzsche wird messen können, ganz abgesehen von den Ideen, die trotz ihrer Richtigkeit sich in Burckhardt eben doch nicht entschieden genug Bahn gebrochen hatten, um sich auch eine klare, ansprechende und imponierende Form zu erzwingen. Man lehrt eben nicht ungestraft sein Leben lang an einer deutschen Universität, selbst wenn man ein verhältnismäßig Gesunder wie Jakob Burckhardt ist, selbst wenn diese Universität keine abgelegene reichsdeutsche, sondern eine „durch Lage und Geschichte zur Völkervermittlung berufene", selbst wenn diese Universität das von Prof. Joel in seinem meisterhaften Buche mit berechtigter Begeisterung gepriesene Basel ist.

KRIEGSAPHORISMEN EINES EUROPÄERS

Um zu zeigen, wie zur Zeit der Feldausgaben von „Zaratnustra" und dem „Willen zur Macht" ein authentischer Nietzscheaner, der Herausgeber der englischen Nietzsche-Ausgabe, über den Krieg dachte, eine kleine Auswahl aus Oscar Levys „Kriegsaphorismen für Europäer oder solche, die es werden wollen. Ein Versuch zur geistigen Mobilisierung". (Verlag Ernst Kuhn, Bern, Biel, Zürich).

Was ist ein Realpolitiker? — Ein Realpolitiker ist ein Mann, der die größere Hälfte der Realien in der Politik vergißt, nämlich — den Geist.

*

Das auserwählte Volk. — Es geht den auserwählten Völkern von heute, wie es dem auserwählten Volke von früher ging — die andern glauben es nicht!

*

Staatsphilosophen=Staatsjesuiten. — Die Griechen kannten keine vom Staat abhängigen Philosophen.

*

Fiat patria, pereat mundus.

*

Begeisterung. — Die Höhe der Begeisterung verrät mitunter die Tiefe des Unsinns, der damit verdeckt werden soll.

*

Ungleiche Brüder, gleiche Kappen. — Der englische Poeta laureatus Sir Robert Bridges bezeichnete diesen Krieg als einen Kampf zwischen Christus (dem Engländer) und dem Teufel (dem Deutschen).

Der französische Philosoph Henri Bergson erklärte diesen Krieg als einen Kampf zwischen dem Geiste (l'esprit, durch die Franzosen vertreten) und la matière (dem fürchterlichen Materialismus der Deutschen).

Der deutsche Nationalökonom Werner Sombart hielt diesen Krieg für einen Kampf des Händlertums, dem Charakteristikum der Engländer, und des Heldentums, das der hervorstechendste Zug der Deutschen sei.

Alle diese Herren wollen natürlich ihr Vaterland retten und — ihr System.

*

Das Alte Testament. — Seit dem Ausbruche des Krieges zitieren Fürsten und Geistliche, Patrioten und Politiker wieder einmal eifrigst das Alte Testament — aus begreiflichen Gründen: die ausschließliche Feindesliebe des Neuen Testaments benötigt heute einer kleinen Beimischung kräftigerer Ideale.

Es geht also dem alten Buche wie gewissen Generalen, die im Frieden regelmäßig stecken bleiben und erst im Kriege wieder anfangen, Karriere zu machen.

*

Theaterschwindel. — Seit der französischen Revolution wird in europäischen Theatern immer das Gegenteil von dem gespielt, was draußen auf dem Zettel angeschlagen steht. Damals versprach die Ankündigung ein Stück betitelt: «Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit», und hatte man sein Billett gelöst, so gab es drinnen «die Septembermorde, die Noyades von Nantes und die Massenhinrichtungen auf der Place de la République».

Heute stand auf dem Zettel: «Fortschritt, Weltfriede, Völkerverständigung», und im Theater gibt es das blutig realistische Drama «Die geschundenen Raubritter», bei dem nicht nur alle Raubritter wirklich geschunden werden, sondern auch das harmlose und unter falschen Vorspiegelungen hereingelockte Publikum Haut und Haare lassen muß.

Frage: Sollte die betrügerische Theaterdirektion nicht einmal gewechselt werden?

*

Die Anfänge der Zivilisation. — Ein Wilder, der von einem Missionar gefragt wurde, ob er den Unterschied zwischen Gut und Böse kenne, antwortete: «Gut ist, wenn ich die Güter und die Frauen der anderen nehme, böse ist, wenn man sie mir nimmt.»

Der Wilde war anscheinend nicht mehr ganz wild: er hatte sicherlich schon das jus gentium studiert.

*

Völker-Psychologie. — Die Engländer haben ein Schul- und Kinderbuch, in dem geschrieben steht: «Der Holländer wäscht sich viel und kaut Tabak, der Russe wäscht sich wenig und trinkt Branntwein, der Türke raucht und ruft Allah . . .» Die Völker-Psychologie, die außerhalb der Kinderbücher zu finden ist, ist meist komplizierter und — falscher.

*

Tu quoque. — Den Deutschen wird vom Auslande oft Mangel an Einsicht in den Charakter anderer Völker vorgeworfen — und das nicht mit Unrecht. Was aber soll man vom Auslande und seinem Verständnis Deutschlands sagen?

Als der Krieg ausbrach, war in den hervorragendsten Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften Englands und Frankreichs zu lesen, daß Nietzsches Predigt vom Übermenschen den Deutschen die Köpfe verdreht und zu ihrem größenwahnsinnigen Angriff auf Europa veranlaßt hätte. Die Londoner humoristische Zeitschrift Punch schrieb damals:

One touch of Nietzsche makes the whole world sin.
(Ein Lot Nietzsche macht die ganze Welt zu Sündern),

eine Verdrehung des englischen Sprichworts:

One touch of nature makes the whole world kin.
(Ein Lot Natur macht die ganze Welt zu Brüdern.)

Ganz England lachte damals über Punch's gelungene Umprägung des wohlbekannten Wortes; doch hätte man den Lachern in ihrer eigenen Sprache erwidern können:

One touch of nonsense makes the whole world grin.
(Ein Lot Blödsinn bringt die ganze Welt zum Grinsen.)

Albert Ehrenstein:

STIMME GEGEN BARBAROPA

O ihr goldenen Abenddämmerungen, wo ist die Brücke des Stroms? Unwegsam dräut Grau-Straße unter der Übermacht, verschüttet sind die Gleise, verschwemmt alle Furten. Wir treten einher im Wasser des Schlafs und wissen kein Ufer.

*

Ihm grünt das milde Gefild, des grünen Vorhangs samtnes Fluten. In den schallenden Hallen prahlt beim Mahle Großkönig der Qualen. Mögen sie wider einander tosten — die Operettenkönige. Bluthelm der Allmächtige und Tankwart von See-Orgien.

*

Wo sind die Propheten Gottes? Wo seid ihr: Mausche, Jehauschua, Muchamedun? Dahingeschwunden seid ihr zum Kinderschreck euerer Unverträglichkeit wegen, im Jähzorn der Feldherrn-Rachsucht euerer Rede: „Du sollst keine falschen Götzen haben außer mir." Da ihr mit eueren Lehren schwanger ginget, besser wäre es gewesen, ihr wäret auf dem Monde niedergekommen mit solch blutigen Speisegesetzen, Kreuzigungen, Holzstößen, heiligen Kriegen und Kreuzzügen.

*

Die Bibel prophezeit: „Wo Aas ist, sammeln sich Adler." Das walte Gott.

*

„Kain, wo ist dein Bruder Abel?" „Im Felde."

*

Hesekiel, Prophet, ließ sich herbei zu Annexionisten zu sprechen: „Ihr habt Blutiges gegessen und eure Augen zu den Götzen aufgehoben und Blut vergossen; ihr meint, ihr wollt das Land besitzen?"

*

Isidor, Knoppernverkäufer zu Laodicea gewesen, wiedergeboren als Cohn und in den Karpathen gefallen, nebbich sein Sohn ist Professor der Handelsgeschichte und trägt schon vor aus dem Weltkrieg.

*

Wenn ein Sternvolk, Unsternvolk käme, eure Könige und Mütter schmackhaft fände und briete, die Innigsten unter eueren Liegetöchtern gehackt verzehrte, Veteranenwürste, gebackene Brüste — wie fändet ihr dieses?! Fresset nicht, auf daß ihr nicht gefressen werdet.

DAS LESEBUCH

Das Lesebuch der Weißen Blätter sammelt Zeugnisse für den Glauben an die bessere Zeit, mag er sich in der Kritik des aufgeklärten Kannibalismus äußern, der das Zeichen dieser Zeit ist, oder in freudiger Bekenntnis zu der andern Zeit, von der wir wollen, daß sie die nächste sei, immer wieder, immer inbrünstiger, bis sie es ist. Lebende sprechen hier und Tote in lebendiger Gemeinschaft. Aber es wird immer eine besondere Freude sein, heute, mitten auf dem Markt, zwischen den Einpeitschern, die in der einen Hand die Bibel, in der andern die Schnapsflasche schwingen, und aus der wahnsinnig gemachten Herde eine heutige Stimme steigen zu hören, die sagt, daß sie heute wieder über die Bestie triumphiert hat. Nebensächlich bleibe, was in solcher Rede an Tagespolemik zu finden sei. Wirkt es doch selbst auf derbe Kaffern nur noch komisch zu beobachten, wie beflissene Beamte, auf Eis gesetzte Derwische, sich der Täuschung hinzugeben scheinen, daß eine schwarze Wäsche, die einer bei sich drüben vornimmt, die schwarze Wäsche hüben bei sich reinige, ohne daß diese genäßt zu werden brauchte; daß die öffentliche Blosstellung eines Akteurs drüben eine ganze Schar bloßzustellender Akteure hüben loskaufe.

Léon Werth:

KÖNIGE UND BETTLER

Die Geschichte wird von den Verhandlungen erzählen, an denen Alexander I., Georg I. und Karl I. teilgenommen haben. Aber die Geschichte, die sich immer an einen überlieferten Sprachgebrauch hält, wird den Herren Ribot und Clemenceau nicht den Titel zuerkennen, der ihnen gebührt, ihnen, die über königliche Macht verfügen, ohne den Königstitel zu besitzen. Sie entscheiden über Krieg und Frieden, wie nur irgendein Dynast. Und gleich dem König Ludwig XIV. werden sie vielleicht einmal sagen: „Ich habe den Krieg zu sehr geliebt!“ So wird ihrem Gewissen Genüge getan sein. Denn sie stützen sich einzig und allein auf ihr Gewissen, auf ihr winziges Politikergewissen, das ebenso wie ein Königsgewissen auf landläufigen Abstraktionen ruht. Wie eitel sind die Klagen der Royalisten über die bessere Vergangenheit! Ganz wie ein König von Gottesgnaden berät und entscheidet ein kleiner, aus dem Wahlrecht hervorgegangener Minister nach eigenem Gutdünken. Ganz wie der allmächtige König aus Tausend und Eine Nacht befiehlt er, zwischen seinem Wesir und seinem Schwertträger, Reden oder Schweigen. Geheimnisvolle Wirkungen der

Macht: ein Rechtsanwalt, ein Arzt, ein Professor haben Meinungen, die unversöhnlich scheinen, politische Anschauungen, die sich scheinbar widersprechen. Aber sobald sie am Ruder sind, fügen sie sich den gleichen Regierungsbräuchen. Man kann sagen, daß sie alle Minister ein und desselben Königs sind, eines unsichtbaren Königs, eines Königs, wie Weltgeschichte und Legende ihn haben wollen: eines Kriegs-Königs.

Ich weiß nicht, ob Alexander I. und Georg I. ausnehmend böse und dumme Menschen sind; ich glaube vielmehr, daß sie ganz einfach Könige sind. Sie regieren mit Hilfe geläufiger Trugbegriffe, die viel mächtiger sind, als die Knute. Denn die Knute beherrscht in Wahrheit nur die, die sie handhaben, Aber die diplomatischen Trugbegriffe entzücken die Opfer wie die Herren in gleicher Weise. Sie flößen ihnen eine künstliche Lebenswärme ein, die mit Begeisterung verwechselt wird, und da sie mit der Wirklichkeit keine Berührung haben, so ändert sich die Wirklichkeit, ohne dass sie davon je betroffen oder gar zerstört werden. Von Jahrhundert zu Jahrhundert verwickeln und verbreiten sich diese unbestimmten, schwebenden Gedankenschemen, die sich je nach dem religiösen, dynastischen oder finanziellen Antrieb verändern. Sie nehmen die Köpfe mittelmäßiger oder tiefstehender Menschen ein, die weder Nerv noch Beziehung dazu haben, und die unfähig sind, eine persönliche Wahl zu treffen. Der diplomatische Trugschluß ist nur deshalb so stark, weil er willkürlich ist. An einer Spielregel wird nicht gerüttelt. Spiel und Diplomatie gehören eng zusammen. Überall herrschen sie. Sie tragen den allgemeinen Charakter einer Übereinkunft, die sich an die Stelle der Wirklichkeit tritt. Sie befriedigen eine so minderwertige und bequeme Geschäftigkeit des Gehirns, daß sie sich mit dem Sachbegriff selber zu verschmelzen scheinen; es gibt keine Gruppe, keinen Kreis, keine Standesklasse, in die sie nicht ungehindert Zutritt fänden. Ein Minister, ein Börsianer, ein Soldat, ein Schieber spielen Poker oder Manille. Und das Spiel ist das gleiche für alle. So ist es auch mit dem diplomatischen Spiel und mit dem großen Kriegsspiel. Die Berufsdiplomaten sind den Wirtshausdiplomaten nicht überlegen. Das kommt daher, daß ihr Trugbegriff der gleiche ist, so armselig, so beschränkt, so fern dem wirklichen, menschlichen Leben. Dabei stört es diese Schlemmer des „Wesentlichen" keineswegs, daß der gelehrige Gehorsam vor dieser Begriffsfälschung auf den Mord von Millionen hinausläuft. Die Leichen erscheinen ihnen nur als die vorübergehende und notwendige Folge der großen, nichtigen Worte, denen sie ihr schwaches Denkvermögen unterordnen, und die für sie die einzige geistige Wirklichkeit bedeuten.

Welch großer Dummkopf, wer im Krieg nur eine Folge der reißenden Wildheit von Menschen oder von Klassen sieht! Wenn der Krieg sich nicht von der menschlichen Dummheit nährte, wäre er schon längst ausgestorben. Keine andere Nahrung hätte ihn so kräftig nähren können. Aber er wird erhalten durch Stendhals „tödlich verhaßte Tiere": „die Heuchelei

und das Unbestimmte". Lassen wir einen Augenblick die Heuchelei beiseite. Was das Unbestimmte betrifft, so finden wir tägliche und klingende Beispiele in den Erklärungen aller Regierungen, in den Artikeln der Journalisten und Schriftsteller, die unermüdlich Kommentare und beflissene Erklärungen über den Krieg abgeben. Mit einigen aus Schulschmökern des Herrn Lavisse oder des Paters Loriquet entnommenen Begriffen, die sie je nach ihrer Parteirichtung verwenden, bearbeiten sie das Unbestimmte nach einer bestimmten Technik. Sie wenden die beste Methode der Melodramatiker an, um ein Rührstück aufzubauen und ein Publikum mit den schwankendsten aller „wesentlichen" Dinge zu gewinnen. Germanische und lateinische Eigenart werden zu Persönlichkeiten, die in Fleisch und Blut dastehen. In dieser historischen Einordnung erkennt der Spießer Held und Verräter. Germanischer Geist, lateinischer Geist, Imperialismus, Freiheit der Welt und Militarismus, mit euch jongliert man in den Ministerien, in den Zeitungen und an den Biertischen. Dank dem Krieg, der die Probleme vernichtet, indem er sie gleichzeitig vergrößert, ergeht sich Herr Berthoulat in Spekulationen über dasselbe Thema wie Michelet oder Fustel de Coulanges. O glücklicher Trugschluß, der in gemeinschaftlicher Täuschung vereint: Minister, Geschäfts- und Fiebel-Journalisten, unterdrückte Anarchisten und unterdrückende Bürger, den Schutzmann und sein Opfer Crainquebille! Geschichtliche Hypothesen, die dem Krieg schmeicheln, werden zu offenbarten Wahrheiten. Der Krieg, jeder neue Krieg schafft eine Politik, die der „Wissenschaft des Mittelalters" gleicht. Und die Völker verschmähen sie nicht, weil sie in ihrer Gewohnheit liegt und weil sie wie die Scheingelehrten sich am liebsten auf ihre *virtus dormitiva* verlassen

Daher soll man Alexander I. und Georg I. nicht allzu heftig anklagen. Man denke an Angells tiefe Anekdote: Ein Bettler bat in einer schmutzigen Straße von White-Chapel um ein Almosen, und der realistische Gentleman antwortete ihm: „Schämst du dich nicht, o Bettler, die Hand hinzustrecken, du, der Reichste und Mächtigste unter den Mächtigen der Erde? Schämst du dich nicht, englischer Bürger, du, der du das Kaiserlich Britische Ostafrika besitzest, die Inseln von Sansibar und von Pemba, Ägypten, Guinea, Sierra Leone, das Kap der Guten Hoffnung, Transvaal, den Orange- und Natal-Freistaat. Schämst du dich nicht, zu betteln? Du besitzest doch die Inseln Andaman und Nicobar, Bengalen und Birman genau so wie Belutschistan und Benares; kurz ganz Indien. Schämst du dich nicht, du, dem auch noch Ceylon und die Insel Cypern gehört? Verspürst du gar kein Schamgefühl? . . ."

Aber das Seltsamste daran ist, dass der Bettler sich überzeugen ließ.

(Le Journal du Peuple, 28 Avril 1918.)

DAS WEISSE BRETT

Busoni. Der Virtuose Busoni ist am 13. Mai zum letzten Male aufgetreten. So sagt Busoni. Es war in Bern und ein Abend, wie noch keiner im Bern der Verbannung, dem schmalen Steig in der Völkerstraße, den die tolle Menschheit mit ihren gewaltigen Maschinen und ihren ohnmächtigen Herzen erfüllt. Nie werde ich vergessen: Beethovens Sonate in B-Dur, op. 106 und den Busoni, wie er, über die erinnerungssüchtige Klage des Seelenriesen geneigt, Abschied nahm. Arme Menschheit — und wie alt! Voll einer Schwermut, die schon den Wogengang des ruhigen Meeres hat, in dem die Sonne schlafen gegangen ist, und noch einmal der Trotz gegen Tod und Schmerz, ein letzter, erschütternder Anlauf aller Kreatur, wie der einzige, verzweifelte Wille eines Samson, hochgestemmt in den maßlosen Himmel, zwischen die Sterne. So erhebt sich nur, was nicht verschwimmen und verschwinden kann, was in allen Knochen zusammenbrechen muß, um zu enden ... Was dann? Das Herz. Die stechende Süße der kleinen, runden Liebe. Ein Piccolo mondo entsteht, der Kosmos des ungelehrtesten Mannes und des weisesten, des ärmsten wie des reichsten, die Gemeinschaft des Menschen. Nun singt, gegen alles verlöschende Licht gewandt, blitzenden Gefieders eine Amsel auf der äußersten Spitze einer Tanne, die schon voll Dunkel ist, im Tal der Erde. Und vorbei zieht das Leben eines Mannes, ein nächtlicher Leichenzug. Ich roch die Pechfackeln der barmherzigen Brüder in der Via tornabuoni zu Florenz. Als sie, wie lange schon, vorüber waren, stand die Domkuppel allein in der Nacht, unter dem weißen Mond.

Busonis Spiel: gutes Holz! schönes Holz! verwandelte Geige. Alle Bewegungen rund, immer, der eckigste Anlauf geht rund, in einer Ellipse, so scharf sie sei. Busoni ist voller Freude am Spiel; er *spielt* wirklich. Der kann noch spielen! Das tummelt sich wie ein tönender Kreisel, und auf einmal steht der Kreisel ganz gerade und wird ein kreisender Springbrunnen voller Farben, die den Tag zu Schaum schlagen. Das Spiel bekommt eine Gebärde ins Grenzenlose, irgend etwas von einem unheimlich «fahrigen» Rhythmus, die formalen, die mathematischen Gesetze scheinen über die bekannten Grenzen zu fernen Magneten gezogen. Hier ist, unter dem schöpferischen Atem, das Chaos, das einen Stern gebiert. Da ist er, der Stern, und alle gut gewordenen Menschen ziehen geruhigen Herzens gen Bethlehem ...

In dem unvergleichlichen Anschlag ist manchmal eine plötzliche, eine furchtbare Angst. Die Angst Apollos, als er Daphne schon zu berühren

meinte . . . Der Mensch ist ein gebrechlich Ding. Ganz kurz, bevor der Finger die Taste berührt, kommt dieses schier unmerkliche Stocken. Es dauert nur die Zeit eines Herzschlages. Das ist die Zeit zwischen dem Leben und dem Tod.

Wir saßen lange zusammen in einem Hotel. Die Handelsagenten, die zweifelhaften Pazifisten, die Flüchtlinge schliefen. Wir schwärmten, wie in unsern besten Tagen. Jemand fragte: Steht nicht die Kunst als die einzige unter den Göttern mit unveränderten Zügen im Zusammenbruch? Ist sie nicht die einzige, vor der man noch fromm sein kann, ohne zu lästern? Vielleicht, weil ihre Züge die Menschlichkeit, die ganze, ungeteilte, hoch genug bewahren. Der Mensch zwischen Tier und Maschine muß emporschauen, um sich zu erkennen. *Sein Herz, wie es ist:* wer denn zeigt es ihm heute noch, wenn nicht die Kunst?

*

Als Antwort auf Anfragen nach *englischer und amerikanischer Friedensliteratur,* die sich immer wiederholen, einige Titel: *Butler,* Nicholas Murray, A world in ferment. Interpretations of the war for a new world. New York, Charles Scribners Sons, 1917. 254. S. *Bueton,* Charles Roden: Towards a lasting settlement. London, George Allan & Union Lmtd., New York, The Macmillan Company, 1916. 216. S. *Collin,* Christen, Christian: The war against war and the enforcement of peace. With an introduction by William Archer, London, New York, Macmillan Co., 1917 XII u. 163 S. *Eliot,* Charles W.: The road towards peace. A contribution to the study of the causes of the European war and of the means of preventing war in the future. Boston and New York, Houghton Mifflin Co., 1915, XX u. 286 S. *Ellis,* Henry Havelock: Essays in Wartime, London, Constable 1916. 247 S. *Enforced Peace.* Proceedings of the first annual national assemblage of the League to enforce peace, Washington, May 26.—27., 1916. With an introductory chapter and appendices giving the proposals of the league, its officers committees. New York, League to enforce peace, 1916. VI u. 204. S. *Keen,* Frank Noel: The world in alliance. A plan for preventing future wars, London, Walter Southwood Co. Lmtd., 1915. 60 S. *Russell,* Bertrand Arthur William: Why men fight. New York, Century Co. 1917. 272 S. *Stowell,* Ellery Cory: The diplomacy of the war of 1914. Boston, Houghton Mifflin, 1915. 728 S. *Towards an enduring peace.* A symposium of peace proposals and programs 1914—1916. Compiled by *Randolph S. Bourne.* With an introduction by Franklin H. Giddings. New York, American association for international conciliation. XV u. 336 S. *Woolf,* Leonard S.: International government. Two reports prepared for the fabian Research Department with an introduction by George Bernard Shaw together with a project by a fabian Committee for a super-

national authority that will prevent war. New York, Brentano's 1916, XXIII u. 412 S. *Woolf,* Leonard S.: The framework of a lasting peace. London, George Allan & Union Lmtd., 1917.

*

Henry W. Lucy in den Sunday Times über eine *Ohrenmaske,* die *Spencer* sich zurecht gemacht hatte. «Herbert Spencer fügte sich keinem Übereinkommen des gesellschaftlichen Lebens, und er haßte die nichtsnutzigen Unterhaltungen. Um diesen zu entgehen, hatte er einen Apparat erfunden, mit dem er sich die Ohren verstopfte, und den er jedesmal mitnahm, wenn er in Gesellschaft ging. Saß er bei Tisch zwischen zwei Gästen, deren Redensarten ihn durch ihre Gewöhnlichkeit beleidigten, stülpte er kurz entschlossen seinen Apparat über und aß in angenehmer Ruhe weiter.» Ich empfehle den Apparat. Er ist ebenso unentbehrlich in der Heimat wie die Gasmaske im Feld.

*

Bei Crès: Gesammelte Zeitungsartikel aus dem Jahre 1914 und 1915 von *Remy de Gourmont:* «Les idées du jour», 2 Bände; in der «Collection de Variétés littéraires» die letzten Epiloge, die Gourmont im Mercure de France veröffentlicht hat: «Mr. Croquant». Bei Kriegsausbruch blieb der Abbé Curcution dieser Dialoge skeptisch, wohingegen sein Partner Croquant, ein Nachfolger von Flauberts Apotheker Homais, die ewigen Wahrheiten entdeckte. Trotzdem hatte Mr. Croquant nicht immer Unrecht. Sein Urteil über Victor Hugo scheint mir gar nicht komisch und durchaus zutreffend. «Victor Hugo», sagt er, «war ein großer Dichter, weil er ein großer Freund der Menschheit war.»

*

Zum Kapitel der *Kriegspsychose* und — *ihres Gegenteils* zwei Stellen aus dem Mercure de France (2. Maiheft). Von Henry Mazel: «Zu oft hat man behauptet, daß dieser Krieg vom Kaiser entfesselt worden sei; die Unternehmung eines persönlichen Herrschers ist fast immer ein prächtiger Krieg, manchmal ein Krieg in Spitzen; die Grausamkeit dieses Krieges aber rührt gerade daher, daß er nicht das Werk eines persönlichen Herrschers ist, sondern einer ganzen Nation, einer ganzen Rasse, es ist die Antwort eines Räubervolkes auf den Aufruf eines Räuberkönigs. Man mag die Einrichtungen und die Einteilungen dieses Volkes ändern, die Seele dieses Volkes wird dieselbe bleiben, ebenso grausam, habgierig und unehrlich in einer Republik wie unter einem Kaiser. Das ist wahrhaft die ungeheure schwarze Wolke über der Zukunft.» Was also tun? Ausrotten? Im Deutschen lautet der Text desselben Liedes: «Jahrhunderte lang hat Frankreich uns ohne Grund überfallen. Wir werden nicht Ruhe haben,

bevor wir nicht diese eitle, ruhmgierige und kriegerische Nation endgültig zu Boden geschlagen haben.» Im gleichen Heft des Mercure bemerkt die immer noch tapfere Rachilde zu einem Roman René Boylesves, der die Gesellschaft vor dem Individuum in Schutz nimmt: «Hat der Verfasser daran gedacht, daß, wenn die über den Urgrund des Vorgangs endlich aufgeklärten Individuen als Individuen und in genügender Zahl auf jeder Seite sich weigerten, diese Art Zivilisation zu verewigen, daß damit der Krieg getötet wäre?» Es scheint so einfach ... und: es gibt nichts anderes!

*

Octave Mirbeau hat nach dem Pariser «Excelsior» eine Menge unveröffentlichter Werke hinterlassen, darunter einen großen Roman, der unbeendigt geblieben ist. Hoffentlich kommt bald eine Sammlung der wundervoll parteiischen Aufsätze, die in alten Zeitungen, verschwundenen Zeitschriften und Katalogen verstreut sind. Die Polemik gehörte zu den stärksten künstlerischen Eigenschaften Mirbeaus. Inzwischen hat der Verlag Ernest Flammarion in Paris 23 kurze Novellen, die bisher nicht in Buchform erschienen waren, gesammelt und unter dem Titel «*La pipe de cidre*» herausgegeben. Drei davon sind hervorragend.

*

Drei Zeitungsausschnitte. Ein Stefani-Telegramm aus Rom: «In Rom fand bei lebhafter Zustimmung beinahe aller politischen Kreise eine Konferenz des antideutschen Frauenbundes statt. Das Ziel des Bundes wurde dahin festgelegt, daß er verhindere, den Haß gegen die Feinde zu vergessen.» Ein Inserat in einer Basler Zeitung: «Freundschaft! Junger Herr, 20 Jahre alt, sucht Freundschaft mit älterer, alleinstehender Dame oder Witwe mit deutschen Geschäftsverbindungen.» Eine schwarzgeränderte Anzeige mit dem eisernen Kreuz in einem Berliner Blatt: «Am ... starb den Heldentod der Luft auf dem Flugfelde der Ehre.» Und sich sagen müssen, daß die, die das drucken lassen, Menschen sind wie du und ich, sicher nicht schlechter, wahrscheinlich besser als wir!

*

Barbusse an der deutschen Front. Darüber ist im letzten Heft des «Zwiebelfischs» Hans von Webers zu lesen: «Das erschütterndste und bedeutendste Werk, das über diesen Krieg geschrieben wurde. Ohne jedes Wirkenwollen, nur wahr, so furchtbar wahr, wie die Tatsache dieser vier Jahre es ist. Eine ganze Anzahl von Briefen erhielt ich von der Front, gerade von den Kämpfern, die an verschiedenen Fronten schon lange in vorderster Linie standen, mit dringenden, flehenden Bitten, mit allen Kräften zu seiner Verbreitung beizutragen, es sei das erste und einzige Buch, das wirklich alles, was sie dort erleben, so schildert, wie es ist. Zumal die zu

Hause sollen es lesen; denn kommende Ereignisse verlangen von denen im Lande, daß sie es wissen, bis ins innerste Mark wissen und fühlen, was da draußen geschehen ist, alle die Zeit. Denn heute weiß es noch keiner. Sonst wäre es nicht möglich, daß solch ein Augiasstall zum Himmel stinkt, wie der, in dem wir leben müssen.»

*

Im Aprilheft der *Presqu'île* ein sehr schönes Gedicht von Frédéric Lefèvre, zu dem Charles-Henry Hirsch bemerkt: der Dichter diene im 15. Infanterieregiment, stehe in der vordersten Linie und habe dieses Gedicht seinen Schützengrabengenossen vorgelesen; es sei in ergriffenem Schweigen angehört worden und habe dann großen Beifall gefunden. Ich habe das Gedicht wort-wörtlich übersetzt, die typographische Anordnung entspricht genau dem Original.

Und dann wird ein Tag kommen,
Es wird ein Morgen im Frühling sein
Oder ein Sommerabend,
Und dann wird Friede sein!
Und er wird nicht anders sein,
Dieser Morgen
Oder dieser Abend,
Dieser Tag,
Als die andern Morgen oder die andern Abende,
Als die andern gleichen Tage,
Aber es wird Friede sein!
Und strahlende Lust wird sein
Und aus dem Herzen in die Augen steigen
Allen jungen Mädchen in Frankreich
Und, ach! in aller Welt!
Der armen, in Blut gekleideten Welt,
Soviel stummes Glück wird sein
In dem entsetzten und ungläubigen Herzen
Der wahren Männer von heute,
Daß es wahrhaft Friede sein wird,
Das ist ein Tag, der beginnt
wie die andern,
Aber,
Abend oder Morgen,
Wahrlich, wahrlich, ich sage euch,
Wenige Stunden vor dem neuen Schützengraben
Wird der Tag des Friedens sein.

* *
*

An diesem Tag, sagt Maurice Barrès,
Werden die siegreichen Feldgrauen einziehen unter dem Siegestor,
Aber wir wissen wohl
An jenem Tag werden die Feldgrauen
Die Feldgrauen sein,
Werden die armen wahren Feldgrauen, die wir sind,
Fiebernd, daß wir nicht mehr Feldgraue sind,
Dem Haus ihres Herzens entgegeneilen,
Siegestor, keinem andern vergleichbar
Und unter ihm, wahrhaft,
die Sieger.

Die Weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT
HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE

In den Weißen Blättern erschienen die Romane „DER GOLEM" von Gustav Meyrink, „TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT" von Max Brod. Die Schauspiele „TABULA RASA" von Carl Sternheim und „DER SOHN" von Walter Hasenclever und die „ERINNERUNGEN" von Ed. Bernstein. Von größeren, aber in jedem Heft abgeschlossenen Arbeiten: Der Essai „EMILE ZOLA" und das Schauspiel „MADAME LEGROS" von Heinrich Mann. Der „HASENROMAN" von Francis Jammes. „DIE URSACHE", „DER VATER" und „DIE KRIEGSWITWE" von Leonhard Frank. Die Novellen „BUSEKOW", NAPOLEON", „SCHULIN", das Schauspiel „1913" von Carl Sternheim. „TRAUM VON EINER NEUEN HÖLLE" und „DIE TROERINNEN DES EURIPIDES" von Franz Werfel, das Schauspiel „HANS IM SCHNAKENLOCH" von René Schickele. Der Essai über HÖLDERLIN von Gustav Landauer. Der Essai „DER WEG" von Prof. F. W. Förster. „ITHAKA" und NOVELLEN von Gottfried Benn. „BESUCH BEI DUCHESNE" und die „BRIEFE AN EINEN TOTEN" von Annette Kolb. „VERONA" von A. Suarès. Erzählungen von Kasimir Edschmid. „DIE VERWANDLUNG" von Franz Kafka. „DER RUHETAG" von Paul Claudel. „DAS HIMMLISCHE LICHT" von Ludwig Rubiner. Kunstaufsätze des „NEUEN STANDPUNKT" von Theodor Däubler. Die ersten Übersetzungen aus „FEUER" von Henri Barbusse, die „LEGENDE" von Paul Kornfeld. Briefe an seinen Bruder Theo, von V. van Gogh. Briefe an Césanne von Zola. Zeichnungen und Holzschnitte von Großmann, Meidner, Segall, Melzer, Huber und anderen. Gedichte von Becher, Ehrenstein, Däubler, Else Lasker-Schüler, Benn, Leonhard, Werfel, Hasenclever, Brod, Hermann, Wolfenstein, Stadler und anderen.

Abonnement: Mark 5.— oder Fr. 5.— im Vierteljahr;
das Einzelheft Mark 2.— oder Fr. 2.—

MAX RASCHER VERLAG A.-G., ZÜRICH

Im Juli erscheint in unserem Verlag:

EUROPÄISCHE BIBLIOTHEK

I. SERIE

1. HENRI BARBUSSE, DAS SÄULENTOR
2. H. G. WELLS, MR. BRITLING SCHREIBT BIS ZUM MORGENGRAUEN
3. ANTHOLOGIE MENSCHLICHER GEDICHTE IM KRIEG
4. LEONID ANDREJEFF, HINTER DER FRONT
5. HENRY VAN DE VELDE, DIE DREI SÜNDEN WIDER DIE SCHÖNHEIT

JEDER BAND KOSTET KARTONIERT FR. 2.—